Das weibliche Ideal nach Homer mit Rücksicht auf andere National-Epen.

II.

(Schluß.)

Hinter dieser einfach-großen Darstellung allgemein-menschlicher Empfindungen, die aus einer ebenso natürlichen wie tragischen Situation gleichsam hervorwachsen, stehen die beiden anderen Auftritte, in denen Andromache uns handelnd vorgeführt wird, insofern zurück, als in letzteren ein beabsichtigtes Pathos sich geltend macht, das jener mustergültigen Behandlung völlig fremd ist. —

Hector ist erschlagen. Vor den Augen des Vaters, der trotz seines gebrechlichen Alters sich vor's Thor wagen will, um den Mörder des Sohnes kniefällig um Schonung des Leichnams zu bitten, der Mutter, die sich verzweifelnd das ergraute Haar zerrauft, vor der laut jammernden Menge der Bürger, denen Hectors Fall den Fall Ilions bedeutet, vollzieht der entsetzliche Achill die unerhörte Rache am Mörder seines Busenfreund's; er durchbohrt die Fersen des todten Helden, um ihn, an seinen Wagen gebunden, im rohsten Siegerhohn um die Mauern der nun sicher'm Untergange geweihten Stadt zu schleifen. Während dieser grauenvollen Vorgänge hat Andromache ahnungslos ihren gewohnten häuslichen Beschäftigungen [1]) obgelegen; an einem Purpurgewand mit bunten Blumen webt sie und befiehlt jetzt grade vorsorglich den Dienerinnen für den erwarteten Gatten ein warmes Bad zu bereiten, da dringt gellendes Klaggeschrei und Weherufen vom Thurm her an ihr Ohr; sie meint sogar der Schwiegermutter Stimme zu unterscheiden: plötzlich durchzuckt sie eine Ahnung, die Glieder zittern, die Kniee erstarren, die Spule entfällt ihr; in psychologisch freilich nicht begreiflicher Hellseherei erräth sie genau die wahre Sachlage, daß Hector sich durch seinen Muth zu einem Zweikampf mit dem zürnenden Achilleus hat hinreißen lassen. In der heftigsten Erregung „das Herz hüpft ihr bis zum Munde hinan" eilt sie zum Thurm, diesmal ohne ihr Kind; doch unterläßt sie es nicht, die zwei durch den Wohlanstand vorgeschriebenen Dienerinnen zur Begleitung aufzufordern. Ein Blick vom Thurm genügt: sie sieht — ihn von den Pferden des Siegers erbarmungslos einhergeschleift, das schöne Haupt ganz mit Staub besudelt. Das ist zu viel. Schwarze Nacht umfängt ihr die Augen, besinnungslos stürzt sie rücklings nieder; thränenlos, lautlos reißt sie in dumpfer Verzweiflung die glänzenden Binden, das Stirnband, den Brautschleier, den ihr die goldene Aphrodite [2]) am Hochzeitstage verehrt, vom Haupte; ist doch er dahin, für den allein sie sich

[1]) Nach Ilias 8, 188 kümmert sie sich auch gelegentlich um den Stall, wo sie oft genug Hectors Pferden Futter giebt.

[2]) Durch dies intime Verhältniß Andromaches zu Aphrodite wird die wunderbare Schönheit ersterer geheimnißvoll angedeutet. Ein Schleier, den die Göttin der Schönheit selbst getragen hat oder auch nur überreicht, wird wohl in ähnlicher Weise verschönernde Kraft besitzen, als der bekannte Gürtel dieser Göttin, das Symbol aller nicht weiter zu beschreibenden Reize holder Weiblichkeit; eine Frau aber, die ein Geschenk aus Aphrodite's Hand empfängt, verdankt diese Aufmerksamkeit gewiß wohl außergewöhnlicher Schönheit, der nur noch der letzte Hauch überirdischer Anmuth fehlt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schmückte! Erst in den Armen der Schwiegermutter, der Schwägerinnen faßt sie sich so weit, daß sie weinen und klagen kann. Der herbe Schicksalsschlag, der lange vorgeahnt, sie jetzt mit zermalmender Wucht getroffen, hat ihr Lebensglück unwiederbringlich vernichtet, sie vollkommen gebrochen: daher kein Rasen gegen den eigenen Körper, in dem übermächtiger Seelenschmerz bei lebhaft fühlenden Naturvölkern so gern sich Luft macht, kein Blutigreißen der Wangen mit den Nägeln, kein hallendes Schlagen der Brust, kein Zerfetzen des Gewandes; auch von Auflehnen gegen die Schickungen der Götter keine Spur, kein Ausbruch des Hasses gegen den Urheber ihres Leides; tiefe Wehmuth ist die einzige Empfindung, die ihr Innerstes durchbebt und nun in sanft strömenden Klagen sich ergießt. Klar steht ihr die schreckliche Gewißheit vor Augen, daß die Götter Hector und sie selbst zu einem gleich herben Geschicke erlesen haben; die unsagbare Tiefe ihres Leides faßt sie in den Seufzer „o wär' ich nie geboren!" zusammen. Ohne allen Werth erscheint ihr jetzt das Leben, nun sie Eltern, Geschwister und Gatten verloren, nun sie sich selbst gottverhaßt erscheinen muß. Der Gedanke, wie die schöne Epikaste[1]) zur Schlinge zu greifen, um sich vom kummervollen Dasein zu befreien, liegt ihrer sanften, fügsamen Natur fern, die auf energisches Handeln nicht angelegt ist, kann außerdem in einem Herzen nicht aufkommen, welches das schmerzlich-süße Glück der Mutterliebe so tief empfindet. Das Wohl und Wehe ihres Kindes ist jetzt der Inhalt ihres Lebens; ihr eigenes Schicksal ist, wie es auch ausfallen möge, ohne Bedeutung für sie; von einem Glück, das fühlt sie, kann nach dem Tode dessen, der ihr Alles war, für sie nicht mehr die Rede sein; daher sieht sie von ihrer eigenen Lage vollständig ab, ihre trüben Betrachtungen gelten nur der voraussichtlich traurigen Zukunft des Kindes. In lebhaften Zügen malt sie sich das wahrscheinliche Schicksal des vaterlosen Sohnes aus, empfindet nur zu wohl die Ironie, die jetzt in dem Beinamen liegt, den er dem tapfern Vater zu Ehren trägt. Die Erinnerung an des Gatten Heldenthum ruft ihr den Gegensatz von sonst und jetzt noch einmal mit greller Klarheit wach; sie sieht den Geliebten bei den Schiffen der Feinde liegen, nackt, im Staube, von Hunden gezerrt, von Maden zerfressen, während so viele Gewänder sein sind; verbrennen will sie die jetzt nutzlosen Prachtstücke, dem Erschlagenen zum Ruhme. Nur dieser leichten Anwandlung von Trotz ist ihre sanfte, ausschließlich auf Liebe gestellte Natur fähig. —

Die dritte Scene spielt an der Leiche des Gatten; sein Haupt zwischen den Händen, beginnt die junge Wittwe die feierliche Todtenklage. Ihre Stimmung ist fast dieselbe, etwas ruhiger, aber noch muthloser. Ilion wird fallen, das ist jetzt ihre feste Ueberzeugung, nicht Ahnung mehr; ihr selbst nebst dem Sohne ist die Sklaverei gewiß, wenn dieser nicht schon in Ilion der Rache eines der Achäer zum Opfer fällt, da sein tapferer Vater in der Schlacht so viele erschlagen. Zuletzt erst kommt sie auf ihre eigne Lage und betont echt weiblich den für sie persönlich bitteren Nebenumstand, daß der Gatte ihr sterbend nicht einmal die Hand gereicht und ein verständiges Wort gesagt habe, an das sie Tage und Nächte in ihrem Jammer gedenken könnte.

In drei charakteristischen Bildern also wird uns die rührende Gestalt, das Ideal der jugendlichen Gattin, vorgeführt: wir nehmen Theil an ihrem wehmüthig-heiteren Glück; wir sehen sie zusammensinken unter der Wucht des Schicksals, wir vernehmen an der Leiche des Gatten der jungen Wittwe hoffnungslose Klage.

Die bisher geschilderten Charactere sind offenbar Nebenfiguren, so klar uns auch ihr Bild durch die glückliche Gruppirung und die sichere Zeichnung des Dichters entgegentritt; sie dienen ausschließlich dazu, Hauptfiguren zu heben, oder Situationen zu veranschaulichen. So ist die Figur der Nausikaa nur des Odysseus wegen geschaffen, um einerseits ihm zu Kleidern zu verhelfen, andrerseits einen Begriff von der noch immer (namentlich wenn Athene nachhilft) wirkungsvollen männlichen Schönheit des Lieblingshelden zu geben, drittens aber um die Liebe des Odysseus zur Heimath und zur Gattin im glänzendsten Lichte erscheinen zu lassen, so fern nicht einmal die holdseligste Jungfrau, der er selber ausnehmend gefällt, die der Vater mit Freuden ihm zur Ehe geben möchte, auch nur für einen Augenblick den Gedanken in ihm

[1]) Od. 11, 271.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aufkommen läßt die bereits bejahrte Penelope im Stiche zu lassen und die öde Felseninsel Ithaka für die gesegneten Fluren Scherias aufzugeben. Andromache ist wie Hecabe zunächst eine typische Figur, in der uns die unverschuldeten Leiden, die ein andauernder Krieg für das weibliche Geschlecht mit sich zu bringen pflegt, plastisch vor Augen treten sollen; Arete endlich dient nur zur Vervollständigung und Abrundung des Bildes, das uns der Dichter von dem Leben und Treiben der Phäaken entwirft. Penelope dagegen, das Ideal der gereiften Gattin und Mutter, ist nächst Odysseus als Hauptfigur der Odyssee, des Liedes, das ganz eigentlich dem Preise der Heimath- und Familienliebe gewidmet ist, zu bezeichnen. Mehr handelnd freilich, namentlich im Anfange des Gedichtes tritt der Sohn auf, gegen das Ende desselben wendet sich das Interesse jedoch vorzugsweise dem Elternpaare zu; auch ist das Benehmen Telemachs so wesentlich durch die Gesinnung der Mutter bedingt, in so enge Beziehung gesetzt zu den Beschließungen und Schicksalen der Eltern, daß er wohl nur als Tritagonist, um diese eigentlich nur für den Schauspieler geltende Bezeichnung hier anzuwenden, betrachtet werden darf. Diese drei Hauptcharaktere bieten schon auf den ersten Blick eine gewisse Familienähnlichkeit dar; Telemach ist körperlich und geistig der echte Sohn seines Vaters; wie er von diesem eine so wunderbare Aehnlichkeit der Körperbildung geerbt hat, daß Menelaos nicht nur Kopf, Augen und Haare, sondern selbst Füße und Hände für frappant ähnlich erklärt,[1]) so spiegeln sich die wesentlichsten geistigen Eigenthümlichkeiten des Elternpaares in ihm wieder. Seine Besonnenheit imponirt selbst dem weisen Nestor derartig, daß er äußert,[2]) man sollte es eigentlich gar nicht für möglich halten, daß ein jüngerer Mann so gescheit zu reden verstehe; freilich läßt er sich zuweilen, eben weil er ein Jüngling ist, zu etwas übereilten Aeußerungen hinreißen, sieht aber deren Unrichtigkeit später selbst ein; auch hält Athene es nur in der Fremde für nöthig, ihn in Mentor's Gestalt als Gouverneur zur Seite zu stehn. Angeborne Klugheit verräth er namentlich in dem überaus schwierigen Verkehr mit den Freiern, die er bald drohend, bald sarkastisch auftretend, vortrefflich zu behandeln versteht. Von seiner Frömmigkeit aber, d. h. der sittlichen Scheue vor allem, was für ehrwürdig und heilig gilt, zeugt namentlich seine jederzeit die Erwägungen des Verstandes zurückweisende Pietät gegen die Mutter. Obgleich es ihm von Rechtswegen zusteht, die Mutter zu ihrem Vater zurückzuschicken, ein Schritt, den hier das eigene Interesse gebieterisch erheischt, erklärt[3]) er den Freiern, die ihm zu eben diesem Verfahren rathen, es widerstehe seinem sittlichen Gefühle durchaus, die zu verstoßen, die ihn geboren und erzogen; in zweiter Linie erst erwähnt er den bedeutenden Schadenersatz, den er in diesem Falle dem Großvater zu leisten habe; auch fürchte er Unglück seitens der Götter und scheue den Tadel der Menschen. Diese echt sittliche Grundanschauung des Sohnes wirft gleichzeitig ein Licht auf den Charakter der Mutter, sofern ihrem Einfluß diese erfreulichen Erziehungsresultate vornehmlich beizumessen sind. Die vorsichtige, kluge, jede Ruchlosigkeit unerbittlich ahndende Athene umfaßt Vater, Mutter und Sohn, weil alle drei ihrem Wesen homogen sind, mit gleicher Liebe, nüancirt jedoch in angemessener Weise jedem der drei Lieblinge gegenüber ihr freundschaftliches Verhältniß: sie leitet Telemach nach Art eines Pädagogen, sie stärkt und tröstet Penelope wie eine theilnehmende Freundin; Odysseus schützt sie und verkehrt mit ihm öfters sogar kameradschaftlich vertraulich,[4]) da sie an Erfindungsgabe und Verstand ihn sich selber für ebenbürtig erklärt. Noch enger als Vater, Mutter und Sohn verknüpft das Band geistiger Verwandtschaft das Elternpaar; die Gattin giebt dem „erfindungsreichen" Gatten an Verstand kaum etwas nach; ebensowenig fehlt ihr die ausharrende Kraft des „göttlichen Dulders". Freilich erfleht sie öfters, vom Kummer überwältigt, den erlösenden Tod,[5]) während Odysseus kleinmüthige Gedanken zuweilen energisch

[1]) ibid. 4, 149.
[2]) ibid. 3, 125.
[3]) ibid. 2, 131—138.
[4]) ibid. 13, 290 ss.
[5]) 18, 203; 20, 63.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zurückweis't,[1]) und selbst wenn er in trostlosen Lagen zu lautem Wehklagen und zu Thränen[2]) sich hinreißen läßt, doch bald in Folge der unverwüstlichen Elasticität seines Geistes seine Fassung wiedergewinnt, sich in die Situation findet und sie beherrscht. In einer Lage aber, wo jede Möglichkeit, sei es durch List, sei es durch Energie, eine Aenderung zu schaffen, von vornherein abgeschnitten ist, wirft auch ihn das Gefühl seiner Hülfslosigkeit dermaßen nieder, daß er sich willenlos der Verzweiflung in die Arme wirft. So werden ihm die Augen selten trocken während der sieben Jahre seines gezwungenen Aufenthalts bei der Nymphe Kalypso; von übermächtigem Heimweh ergriffen sitzt er weinend und seufzend auf der Felsklippe und wünscht sich den Tod, schon hoch beseligt, könnte er auch nur den Rauch von seiner Heimath aufsteigen sehen. Fassen wir außerdem die in der Handlungsweise beider Gatten überall hervortretende vorsichtig prüfende Ueberlegung, in der sie sogar einander überbieten zu wollen scheinen, ins Auge, ferner die geistige Gewandheit, welche stets die richtigen Mittel wählt um zum Ziele zu gelangen, die vorzügliche Beredsamkeit, die für beide charakteristisch ist, die Frömmigkeit, die sich nicht bloß in Leistung reichlicher Opfer[3]) genügt, sondern in freudiger Erfüllung der Pflichten gegen Blutsverwandte, Freunde, Untergebene und Gäste, in sittlicher Empörung gegen Ruch- und Treulosigkeit[4]) sich offenbart, so werden wir nicht irren, wenn wir Penelope als einen weiblichen Odysseus bezeichnen: die wesentlichen Charakterzüge sind beiden gemeinsam; natürlich treten bei der Gattin die specifisch männlichen Eigenschaften, wie Muth und Thatkraft, mehr zurück; ihr Auftreten überschreitet niemals die Grenzen der weiblichen mehr passiven Sphäre, geht im Grunde nur auf ein Verhindern hinaus, während das Durchsetzen und Vollbringen der männlichen Kraft vorbehalten bleibt. Am meisten Gewicht legt der Dichter offenbar bei beiden Gatten auf die Vorzüglichkeit des Verstandes;[5]) grade die listigen Anschläge imponiren den Freiern, die doch selber unter den Folgen derselben zu leiden haben, derartig, daß Antinoos äußert, sie sei in dieser Beziehung in Griechenland einzig, ja sie lasse auch die erlauchtesten Heroinen der Vorzeit bei Weitem hinter sich.[6]) Auch Telemach hebt überall den Verstand der Mutter hervor und hat gewiß diesen hauptsächlich im Auge, wenn er[7]) die Freier zu dem Wettkampfe um eine Frau auffordert, deren Gleichen es, wie sie selber wüßten, in ganz Griechenland nicht gäbe, die er aber, eben weil sie seine Mutter sei, nicht weiter loben dürfe. Mit wahrem Behagen aber hört Odysseus es an, wie die Gattin den Freiern listig Werbegeschenke abzulocken weiß und ihnen das Herz mit süßen Schmeichelworten bethört, während sie anders gesinnt ist;[8]) auch lächelt er verständnißinnig, als die Mutter den Sohn, der ungeduldig sie drängt, nun endlich doch den Vater anzuerkennen, mit der überlegenen Bemerkung zurückweis't, es werde sich schon, wenn der in Frage Stehende in der That Odysseus sei, die Identität an gewissen geheimen, nur den Betheiligten bekannten Kennzeichen ermitteln lassen.[9]) Endlich besteht nach ihrer eignen Ansicht die ihr nachgerühmte Klugheit in einer klaren Erfassung dessen, was wahrhaft vortheilhaft oder nachtheilig sei; so zeige sie sich z. B. in ihrem eigenen Interesse menschenfreundlich und rücksichtsvoll gegen Gäste, weil der Rauhe und Rücksichtslose während des Lebens böse Nachrede und Verwünschungen zu ertragen habe, nach dem Tode aber üblen Nachruf hinterlasse, während der Freundliche und Mildthätige überall Ruhm und Anerkennung seiner Trefflichkeit ernte und auch noch nach dem Tode in gutem Andenken bleibe.[10]) Kühle Besonnenheit, die jede unüberlegte Handlung ausschließt, die Fähigkeit, die etwaigen Folgen eines Schrittes nüchtern zu erwägen, eignet Penelope in einem Grade, daß auch in der leidenschaftlichsten Erregung

[1]) 20, 18.
[2]) 10, 496 ff. 13, 198.
[3]) 1, 66.
[4]) 17, 500; 22, 412; 4, 690 ff.
[5]) Odysseus heißt 80 mal polymetis, Penelope 49 mal periphron, Telemach 46 mal pepnymenos.
[6]) 2, 120.
[7]) 21, 107.
[8]) 18, 281.
[9]) 23, 105 ff.
[10]) 19, 325 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Reflexion hervorbricht, die Geistesgegenwart sie nie verläßt. Eben deßhalb findet sie den Treubruch Helenas unbegreiflich,[1]) erklärt ihn gradezu aus Uebereilung, da bei sorgfältiger Prüfung der voraussichtlichen Folgen eines derartigen Schrittes, eine solche Handlungsweise kaum glaublich sei, vergißt aber dabei, daß für leidenschaftlich geartete Naturen andere Motive maßgebend sind. Vermöge dieses Vorherrschens des Verstandes wird es ihr weniger schwer, ihren Pflichten als Gattin, Mutter und Hausfrau tadellos zu genügen, sofern ihr die nachtheiligen Folgen, die eine Verletzung derselben für ihren Ruf und ihre Stellung nach sich ziehen würde, stets klar vor Augen stehen. So wird auch die Aeußerung verständlich, die der Schatten Agamemnons[2]) im wehmüthigen Hinblick auf sein entsetzliches Geschick Odysseus gegenüber thut: „Doch nicht Dir droht Mord von der Gattin; denn traun! viel zu verständig ist Penelope."

Wir erwarten die unerschütterliche eheliche Treue in den Vordergrund gestellt zu finden, während dem griechischen Dichter offenbar die Intelligenz zum poetischen Vorwurfe dient, vermöge deren es der Gattin gelingt eben diese Treue trotz der widrigsten Umstände so lange makellos zu bewahren. Freilich wird mehrfach[3]) erwähnt, daß eine solche Treue Ruhm eintrage, indessen wird sie eigentlich als selbstverständlich vorausgesetzt; als nämlich Abends nach dem Freiermord zum Tanz aufgespielt wird, um die Bewohner Ithakas zu dem Glauben zu verleiten, es werde die Hochzeit der Penelope gefeiert, äußert sich das Publikum mißbilligend: „Seht doch! so hat denn doch einer die vielumworbene Königin geheirathet! Die Arge! so vermochte sie es denn nicht ihrem ehelichen Gemahl das Haus treu zu bewahren, bis er zurückkäme."[4]) Und doch sind bereits fast zwanzig Jahre seit der Abreise des Gemahls verflossen. Auch findet es der Pseudo-Bettler ganz in der Ordnung, daß Penelope ihr Leben in Sehnsucht nach einem solchen Gemahle vertraure, da andere Ehefrauen wegen eines schlechteren dasselbe thäten.[5]) Ueberhaupt gilt das Festhalten an der guten Sitte für das Reguläre, für selbstverständlich; wer die „Stimme des Volkes"[6]) mißachtet, der Scheue vor einmal anerkannten göttlichen oder menschlichen Satzungen sich entäußert, verliert mit der Unbescholtenheit Achtung und Theilnahme; man ist fest überzeugt, daß ein solcher früher oder später von dem göttlichen Strafgericht, das jede Ueberhebung streng ahndet, heimgesucht werde. Eine Erklärung eines solchen somit offenbar thörichten Beginnens findet man nur in angeborner geistiger Beschränktheit oder führt es auf das Walten der Ate oder Verblendung zurück, einer dämonischen Macht, die bald als unter, bald als über den Göttern stehend gefaßt wird.[7]) Aber diese Schärfe des Verstandes, welche Penelope einerseits befähigt, Recht und Unrecht stets klar zu unterscheiden, Nützliches und Schädliches deutlich zu erkennen, wird ihr andrerseits in der Noth zur Waffe, deren sie sich ganz wie Odysseus mit einem gewissen Gefühl geistiger Ueberlegenheit, man möchte sagen Eleganz, zu bedienen weiß. Recht absichtlich schildert die Sage oder ihr Organ, der Dichter, die edle Frau als durchaus auf sich angewiesen. Ihr Wohnort ist eine entlegene Insel, wo dem wüsten Treiben der Freier von besser Denkenden weniger leicht gesteuert werden kann; der Gedanke an einen solchen Rachezug der Gesammtachäer nach Ithaka scheint dem Nestor[8]) nicht eben fern zu liegen. Der Vater des Odysseus ist alt und hat sich aufs Land zurückgezogen, die Schwiegermutter ist bereits verstorben. Penelopes Vater Ikarios ist ein Privatmann, dessen Einsprache von geringer Bedeutung gewesen sein würde; er wohnt außerdem nicht auf der

---

[1]) 23, 223.
[2]) 11, 444.
[3]) z. B. 2, 145; 19, 108.
[4]) 23, 149.
[5]) 19, 265.
[6]) 16, 75.
[7]) vl. 2, 111. vl. 19, 91.
[8]) 3, 217.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Insel;[1]) ihn brauchen die Freier um so weniger zu scheuen, als er selber nebst seinen erwachsenen Söhnen[2]) auf die Wiederverheirathung dringt. Die große Zahl der Freier ermöglicht der Umworbenen einerseits eher einen ihr Zusagenden zu finden, als bei geringerer Auswahl; macht es ihr andrerseits um so dringender zur Pflicht, die Schädigung des Vermögens und den strafbaren Uebermuth durch eine rasche Entscheidung abzuschneiden. Der herangewachsene Sohn endlich bildet keineswegs, wie man es erwarten sollte, eine Stütze für die Mutter, er muß sie in seinem eignen Interesse zum entscheidenden Entschlusse zu bestimmen suchen; er steht also moralisch auf der Seite ihrer Gegner, wenn gleich seine kindliche Pietät ihm zu drängen verbietet, geschweige denn der Mutter gegenüber Zwangsmaßregeln anzuwenden. Hierzu kommt noch der erschwerende Umstand, daß Odysseus selber der Gattin die Wiederverheirathung nach einem gewissen Termine nicht nur gestattet, sondern im Interesse des Sohnes sogar zur Pflicht gemacht hat. Beim Abschied nämlich[3]) der nicht lange nach der Geburt des Söhnchens erfolgt ist, hat er der Gattin die Verwaltung und Leitung des Hauses übertragen und die nun ausschließlich ihr[4]) zufallende Pflege seiner alten Eltern dringend ans Herz gelegt; bis der Säugling zum Jünglinge herangewachsen sei, solle sie seiner harren, sei er dann noch nicht heimgekehrt, so habe sie dem Sohne das Hauswesen zu übergeben, das Haus zu verlassen und sich auf's Neue zu vermählen. So hat sie denn, auf ein langes Ausbleiben des Gatten durch eine Prophezeiung[5]) gefaßt gemacht, geduldig geharrt, vollauf beschäftigt zunächst mit der Aufziehung, später mit der Erziehung des Sohnes, die ihr natürlich ziemlich ausschließlich zufiel, sofern von Seiten der Großeltern ihrem einzigen Enkelkinde gegenüber höchstens ein Einfluß verziehender Art denkbar ist. Daß die Mutter den Sohn stets auf das leuchtende Vorbild des Vaters hingewiesen, läßt die überaus hohe Meinung vermuthen, die Penelope von dem Character des Odysseus hegt und überall äußert; ihre stets wache Sehnsucht ferner, die beim leisesten Anlaß, oft schon bei Nennung des geliebten Namens in convulsivisches Weinen ausbricht, in den lebhaftesten Traumbildern gleichsam Gestalt gewinnt; läßt sich endlich aus der vorzüglichen Hochachtung schließen, mit der Telemach der väterlichen Tugenden gedenkt, sowie aus des Sohnes inniger Vertrautheit mit der Vergangenheit des Vaters bis zum Zuge nach Troja. Penelope hat sich ohne Bedenken vorzugsweise dem Sohne widmen können, da sie der unmittelbaren Leitung des bedeutenden Hauswesens überhoben ist; die Sclavin Eurykleia, ein altes Familienstück, die sich als Amme des Odysseus und Wärterin des Telemach bereits bewährt hat, weiß die fünfzig Sclavinnen vortrefflich zu commandiren, außerdem noch der Herrin mit Rath und Trost beizuspringen. Ehe die Freier in die Wohnung eindrangen, hatte sich die Königin der Weisung des Gemahls gemäß auch mit der Verwaltung der weitläuftigen[6]) Güter des Odysseus eingehend befaßt; Eumäos rühmt die Freundlichkeit, mit der die Herrin sich mit ihm und den übrigen Hirten der zahlreichen Besitzungen auf Ithaka und dem Festlande unterhalten, sie bewirthet und beschenkt habe, so oft sie zur Abstattung des Wirthschafts-Berichtes das Herrenhaus betreten hätten.[7]) Eine wohlthätige Zerstreuung

---

[1]) Aber wie es scheint, auch nicht in Lacedämon, wohin Apollodor III., 10, 2 und Pausanias III., 20, 10 seinen Wohnsitz verlegt; vielleicht in Akarnanien, wohin er nach Strabo p. 461 ausgewandert s. soll. Pausanias a. a. O. erzählt folgende Localsage: Als Ikarios dem Odysseus nach dessen Sieg im Wettlauf die Penelope zur Gemahlin gab, redete er ihm zu, sich auch in Lacedämon niederzulassen, und da ihm dies mißglückte, flehte er die Tochter an, zu bleiben. Und als sie nach Ithaka aufbrachen, folgte er dem Wagen und bat. Odysseus ertrug das eine Zeit lang, endlich aber hieß er die Penelope entweder ihm freiwillig folgen oder mit dem Vater, wenn sie es vorziehe, nach Lacedämon zurückgehn. Sie, heißt es, habe nichts geantwortet, sondern da sie sich das Gesicht verhüllte, verstand Ikarios, daß sie mit Odysseus gehn wolle, und ließ sie ziehen.

[2]) 15, 16.

[3]) 18, 257 ff.

[4]) Nach 2, 226 freilich hat O. auch seinem Freunde Mentor die Sorge für Haus und Hof übertragen.

[5]) 2, 175.

[6]) 14, 100 wird der fabelhafte Reichthum des Odysseus detaillirt: Auf dem Festlande: 12 Rinder-, 12 Schweine- und 12 Ziegenheerden. Auf Ithaka: 11 Ziegenheerden und 1 Sauheerde von 600 Sauen und 360 Ebern (14, 20), in Summa 48 Heerden, nach Eumäos 20 mal so viel als für gewöhnlich ein begüterter Mann besitzt.

[7]) 15, 373 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hatte sie ohne Zweifel auch in ihrer Lieblingsbeschäftigung, der Webekunst, gefunden, in der sie es soweit gebracht hat, daß ihre Gewebe an Feinheit mit der Schale der getrockneten Zwiebel wetteifern können; auch hält sie sich einen kleinen Gänsehof, der ihr, wie sie selbst gesteht, viel Vergnügen bereitet.[1]) Mitunter waren auch Abenteurer[2]) nach Ithaka gekommen, die Odysseus gesehen haben wollten und in Aussicht auf ein anständiges Gastgeschenk mit schön klingenden Lügen die anfangs leichtgläubige Königin zu beschwatzen wußten, bis sie gewitzigt, keinem Fremdling mehr traute. Mit der Nachricht von der Zerstörung Trojas war dann gewiß die Hoffnung der Harrenden mächtig aufgeflammt, um allmählich bis auf ein schwaches Glimmen wieder zu sinken, als wiederum Jahr auf Jahr ins Land ging, ohne daß der Erwartete kam, oder Nachricht von seinem Schicksal einlief, während ein Held nach dem andern heimkehrte, von andern wenigstens der Tod festgestellt wurde.

Sechs Jahre seit der Zerstörung Trojas, sechszehn seit der Abreise des Odysseus waren verflossen, so daß an eine Heimkehr desselben zu glauben nur noch einem liebenden Herzen möglich war, den meisten Anderen als baare Thorheit erschien. Zu letzteren gehörten denn auch die unbeweibten Söhne der Edlen auf Ithaka und den umliegenden Inseln, die es jetzt für völlig gefahrlos und somit für zeitgemäß gehalten hatten, mit ihren wohl schon lange gehegten Wünschen herauszurücken. Die noch immer schöne, dabei kluge und kunstfertige Fürstin erschien als eine vortreffliche Parthie, wozu noch der hochwichtige Umstand kam, daß das Ehrenamt[3]) eines Oberherrschers über das Kephallenenreich, das Ithaka, mehrere der in der Nähe liegenden Inseln und einen Theil des gegenüberliegenden Festlandes umfaßte, bislang von Odysseus verwaltet worden war, wie vor ihm von seinem Vater.[4]) Nicht unmöglich, so mochte etwa das Raisonnement manches Freiers lauten (z. B. des Antinoos, dem es weniger um die Person der Königin als um die Herrscherwürde zu thun war),[5]) daß die Volksversammlung, der die Besetzung dieses Ehrenamtes zustand, in Erinnerung an die Verdienste des letzten Herrschers es dem zweiten Gatten seiner Wittwe ertheilte, vorausgesetzt, daß der Sohn als zu jung für eine solche Würde übergangen, oder seine Wahl auf irgend eine Weise hintertrieben werden würde. So hatten sich Freier bei Penelope eingestellt und zwar sich direct an sie gewandt, obwohl der correcte Gang, wie Telemach bemerkt, eine Werbung bei ihrem Vater gewesen wäre. Schließlich war die Zahl derselben auf 108 gewachsen. Da sie auf heftigen Widerstand seitens der Königin gestoßen waren, so hatten sie Zwangsmaßregeln zu ergreifen beschlossen und im Vertrauen darauf, daß seitens des Volkes wegen ihrer Menge und ihres Ranges nichts zu fürchten sei, die Erklärung abgegeben, so lange in des Odysseus Palaste auf der vermeintlichen Wittwe Kosten schmausen und zechen zu wollen, bis die Umworbene einen aus ihrer Mitte durch ihre Wahl beglückt hätte. Die Drohung war bei dem fortgesetzten Widerstande der Königin, die nicht ungestraft so viele „edle Achäer" höhnen sollte, bald genug zur That geworden. Mit Hülfe von sechs schmucken Dienern,[6]) zwei Vorschneidern, einem Sänger und einem Herold, arrangiren sie so seit bereits drei Jahren ihre täglichen Syssitien und Symposien so gemüthlich wie möglich; die Hirten haben täglich ein Rind[7]) und ein Mastschwein,[8] Ziegen und Schafe in unbestimmter Anzahl anzutreiben; die Mühe des Schlachtens übernehmen die Freier freundlicher Weise selbst, an Wein verlangen sie keine bestimmte Quantität täglich, nur muß natürlich der Bedarf gedeckt werden; freilich klagt Telemach, daß Faß auf Faß verschwinde, eine Thatsache, die ihn eigentlich kaum befremden dürfte, da die Hauptbeschäftigung der Edlen in Essen und Trinken besteht, eine Thätigkeit, der sie sich um so eifriger hingeben, als sie grade dadurch

[1]) 19, 536.
[2]) 14, 122.
[3]) 2, 47, 234; 11, 175.
[4]) 24, 378.
[5]) 22, 49.
[6]) 16, 252, 253.
[7]) 20, 186.
[8]) 14, 19; 17, 180 vgl. 20, 16 .

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die vermeintlich Spröde zur Nachgiebigkeit zu zwingen hoffen; die kurzen Pausen werden mit ritterlichen Uebungen: Speer- und Diskoswerfen[1]) ausgefüllt, oder man macht, auf die Häute der geschlachteten Thiere gelagert, eine Brettspielparthie.[2]) Abends gehen sie mit Dunkelwerden nach Hause; sie sind sogar so rücksichtsvoll nur zuweilen Licht zu befehlen, um noch ein Tänzchen[3]) mit den zwölf Hausclavinnen,[4]) die zu ihnen halten, auf des Tages Last und Arbeit folgen zu lassen. Penelope hat natürlich der rohen Gewalt weichen müssen; sie hat sich nicht gradezu geweigert überhaupt eine neue Ehe einzugehen; eine solche Erklärung würde von den übermüthigen Jünglingen nur mit Hohn aufgenommen sein. Der Gedanke „einem schlechteren Manne zu folgen" widersteht ihr aber in einem solchen Grade, daß sie sich entschließt, ihren ganzen Scharfsinn aufzubieten, um nur Zeit zu gewinnen, obwohl durch den Aufschub das Vermögen des Odysseus resp. Telemach's geschädigt wird, sie selbst das ruchlose Treiben der Freier um so länger vor Augen haben muß. Hatte sie sich anfangs dadurch der Zudringlichkeit der Bewerber zu erwehren versucht, daß sie jedem Einzelnen[5]) Botschaften sendete und ihm Hoffnungen erregte, die sie nicht zu erfüllen gedachte, so ist sie später auf eine List verfallen, die sich besser bewährte. Durch den bekannten frommen Betrug des in der Nacht stets wieder aufgetrennten Gewebes ist es ihr gelungen, länger als drei Jahre sämmtliche Freier zu nasführen. Sie selber erzählt[6]) den listigen Trug, „den ihr ein Dämon eingeblasen habe," dem verkappten Odysseus mit dem Bemerken, daß sie weitere Listen zu ersinnen nicht im Stande wäre, und wenn sie es wäre, doch nicht mehr anwenden dürfe, da Telemach jetzt erwachsen sei, somit ein Recht habe zu verlangen, daß das Treiben aufhöre, da er nach des Vaters Anordnung jetzt sein Erbtheil antreten müsse; auch ihre Eltern drängen auf ihre Wiederverheirathung.[7]) Ihre Lage ist jetzt also bedeutend schwieriger geworden; die Freier werden von Tage zu Tage übermüthiger, stellen sogar Telemach, der ihnen gefährlich zu werden beginnt, nach dem Leben; Telemach selber durch die Unterredung mit Athene geistig mündig geworden, fängt an sich in seinen Rechten der Mutter gegenüber zu fühlen, beruft eine Volksversammlung, unternimmt ohne ihr Wissen eine größere Reise, so daß der Mutter nichts übrig bleibt als zu staunen, auch wohl zärtliche Vorwürfe zu machen; sie selber muß sich gestehen, daß, schon weil das Leben des Sohnes gefährdet sei, die Pflicht ihr dringend gebiete, sich rasch zu entscheiden, und doch widerstrebt ihr Gefühl so energisch einer neuen Ehe, daß sie jene Nacht der Verbindung die verhaßteste nennt und mit Odysseus' Bild im Herzen unter die Erde zu gelangen sehnlichst wünscht; dabei lebt noch immer ein Rest von Hoffnung in ihrer Brust, der sie nicht gänzlich verzweifeln läßt, so ungläubig und hoffnungslos sie sich auch andern gegenüber zeigt. Es ist also erklärlich, daß sich eine nervöse Reizbarkeit ihrer bemächtigt, daß sie unter Thränen einschläft, mit Thränen erwacht, daß sie zuletzt nur noch durch Athene's Kraft in einen künstlichen Schlaf fällt. Wir verstehen ihren schmerzlichen Seelenkampf, wenn sie auf schlaflosem Lager immer von Neuem wendet und bedenkt, was sie thun darf, thun muß, gleich der Nachtigall,[8]) die in immer neuen Weisen das alte Leid klagt, wenn sie schließlich Artemis inbrünstig um den erlösenden Pfeil bittet, die Götter anfleht, sie spurlos hinwegzuraffen, wie die Töchter des Pandareos.[9]) Und doch weiß sie trotz ihrer wahrhaft trostlosen Lage überall, wo es die Umstände fordern, sich zu beherrschen, den nöthigen Schritt sorgfältig zu prüfen und mit Entschlossenheit zu handeln; sogar einer heiteren Stimmung ist sie nicht ganz unzugänglich. Als der

---

[1]) 17, 168.
[2]) 1, 107.
[3]) 17, 605 ff.
[4]) 22, 424.
[5]) 2, 88.
[6]) 16, 139.
[7]) Nach 15, 17 rathen ihr die Eltern zum Reichsten, dem Eurymachos, während ihr selber der brave Amphinomos 16, 397 noch am meisten gefällt. Alle Schlechtgesinnten haßt sie, den Antinoos sogar gleich der schwarzen Ker 17, 494.
[8]) 19, 518.
[9]) 20, 61.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Herold Medon[1]) ihr die Gefahr des Sohnes mittheilt, geräth sie in eine solche Aufregung, daß ihr das liebe Herz bebt, die Kniee schlottern, die Augen sich mit Thränen füllen, die blühende Stimme stockt, daß sie sich von Jammer überwältigt auf die Schwelle setzt und ihr Geschick beklagt, läßt sich aber von der biederen Eurykleia eben so rasch beruhigen und opfert auf ihren Rath der Athene, die ihr auch einen erquickenden Schlummer und einen trostreichen Traum sendet. Hierauf entschließt sie sich sogar,[2]) die Freier wegen ihres Mordplans zur Rede zu setzen. Wie immer in Begleitung der zwei vorgeschriebenen Dienerinnen, die sie nie, sogar des Nachts nicht zu verlassen scheinen,[3]) verschleiert, also im Straßen-Costüm, um die Eindringlinge als ihr völlig Fremde zu bezeichnen, bleibt sie sittsam an den Pfosten des Saals stehen, den Schleier nur soweit mit der Hand lüftend, daß ihre Stimme vernehmbar wird. Ihre edle Ruhe, die würdevolle Hoheit ihrer Erscheinung, verfehlt auch diesmal nicht des gewohnten Eindrucks auf den rohen Schwarm der Freier. Als ehrerbietiges Schweigen eingetreten, wendet sie sich kühn gleich an den Schlimmsten, den Antinoos, dem sie freimüthig seine Falschheit, seine Undankbarkeit vorwirft mit der energischen Aufforderung, von solchem Treiben abzulassen. — Als sie später ihren Telemach wieder hat, ist ihre Freude ebenso rührend innig, wie ihr Schmerz grenzenlos gewesen. Trotz ihrer Extase[4]) unterläßt sie es übrigens nicht, dem Sohne wegen der Verheimlichung seiner Reise Vorwürfe zu machen, die ihr theils die zärtliche Besorgniß für das Wohl des Sohnes, theils die völlige Hintansetzung ihrer mütterlichen Autorität eingiebt. Rasch aber findet sie sich in die Situation, als Telemach, ohne ihre deutlich ausgesprochene Empfindlichkeit zu beachten, ohne ihr Mittheilungen in Betreff seiner Reise zu machen, etwas kurz angebunden seine Befehle ertheilt. Aus der Sicherheit und Bestimmtheit seines nunmehrigen Auftretens, dessen erstes Symptom vor der Reise[5]) sie bereits in Staunen versetzte, folgert sie mit richtiger Beurtheilung der Sachlage, daß die Zeit der Bemutterung vorüber sei; durch ihr Schweigen und ihre Folgsamkeit dem Sohne gegenüber, giebt sie zu, daß sie rechtlich aus der potestas des Gatten in die des Sohnes, als des nunmehrigen Hausherrn, übergegangen ist; freilich wahrt sie in soweit noch ihre Selbständigkeit, als sie ihm auch später Vorwürfe nicht erspart, wo sein Benehmen ihr nicht liebevoll[6]) genug, oder eine Aeußerung von ihm ihr voreilig zu sein scheint;[7]) einmal läßt sich die Mutter in Gegenwart der Freier sogar noch zu einer derben Rüge hinreißen, weil der Sohn ihr die Pflichten des Hausherrn gegen Gäste in unverzeihlicher Weise zu vernachlässigen scheint,[8]) auch behält sie die Entscheidung über ihre Wiederverheirathung sich ausschließlich vor. Wenn der rasche Wechsel der Stimmungen allen Figuren des griechischen Epos gemeinsam erscheint, so dürfte der mitunter fast unvermittelte Uebergang vom Weinen zum Lachen oder wenigstens zu einer relativ heitern Stimmung, die einen Witz zu würdigen weiß, als für Penelope charakteristisch bezeichnet werden; eine gewisse Neigung zu Witz und Sarcasmus, eine Freude an treffenden Bemerkungen vermag auch die trostloseste Stimmung nicht völlig zurückzudrängen. So lacht sie wegen der guten Vorbedeutung, als Telemach ihren Wunsch, Odysseus möge kommen und an den Freiern Rache nehmen, so derb beniest, daß rings das Haus laut wiederhallt;[9]) so kann sie, als der verkappte Odysseus auf ihr Verlangen nicht augenblicklich erscheint, um sich mit ihr zu unterhalten, die Bemerkung nicht unterdrücken: „Warum kommt er nicht? scheut er sich vor etwas? ein schlechter Landstreicher, der nicht frech ist.“ Gleich darauf aber erkennt sie die Vorsicht desselben lobend

---

[1]) 4, 680 ff.
[2]) 16, 397.
[3]) Sie gehen mit der Königin ins Schlafgemach: 1, 331; 19, 601. Nach 6, 18 schlafen bei Nausikaa zwei Dienerinnen.
[4]) 17, 41.
[5]) 1, 346.
[6]) 17, 104.
[7]) 23, 105.
[8]) 18, 250.
[9]) 17, 540 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an. Ihre vollkommen geübte Kunst der Verstellung[1]) aber den Freiern gegenüber, um diesen Werbegeschenke zu entlocken, während sie sich noch soeben den Tod gewünscht[2]) hat, imponirt sogar ihrem Gatten, dem Meister dieser Kunst, dem unersättlichen Fabler und Ränkeschmied, wie Athene ihn scherzend titulirt.[3]) Dem nach ihrer Ansicht zu schüchternen Bettler gegenüber läßt sie sich sogar zu einem Scherz[4]) herbei. „Wohlan, so sage mir Deine Abstammung; denn Du wirst doch wohl, wie wir alle, Eltern haben und nicht etwa direct der sagenhaften Eiche oder dem Stein entstammen!" was ungefähr unserm Ausdrucke „Du bist doch nicht etwa hinterm Zaun gefunden" entspricht. Wie nun der Pseudo-Bettler, um die Treue der Gattin zu prüfen, anfängt Wahrheit und Dichtung über Odysseus klug zu mischen, fließen ihre Thränen unaufhaltsam, wie wenn der Schnee auf den Bergen schmilzt, so daß der herrliche Dulder gern mitweinen möchte, obgleich er sich nichts merken läßt, im Gegentheil seine Augen starr und unbeweglich, wie Horn oder Eisen auf die Weinende richtet. Kaum aber hat sie sich satt geweint, so erwacht sofort ihre Reflexion: der Bettler könne sie täuschen, um belohnt zu werden. Sie stellt daher sofort die Wahrhaftigkeit des Berichterstatters auf die Probe, verlangt eine genaue Beschreibung des Kostüms des Odysseus, um ganz sicher zu gehen, auch der Gefährten. Erst als diese Probe befriedigend ausgefallen ist, zweifelt sie nicht mehr an der Wahrheit der Aussage. Was der Bettler sonst noch über die baldige Ankunft des Ersehnten beibringt, erklärt sie kurzweg für fromme Wünsche, denen sie unmöglich eine weitere Bedeutung beimessen könne; im Gegentheil sage ihr eine Ahnung, ihr Gemahl werde nie zurückkehren. Die schärfste Entgegnung wird übrigens dem Antinoos zu Theil,[5]) der dem vermeintlichen Bettler den Bogen zu spannen verbietet, weil, falls es diesem gelänge, die Freier sich vor dem Publikum schämen müßten, von einem Landstreicher an Kraft überboten zu sein. „Nun" bemerkt Penelope spitzig „wie könnt ihr das für Schande halten? Leute, die sich nicht entblöden eines würdigen Mannes Habe zu verprassen, haben keinen Ruf mehr." Auch kann sie es nicht lassen, neckend die Erfolg versprechende Erscheinung des Bettlers gehörig hervorzuheben. Dabei vernachlässigt sie trotz ihrer trostlosen Stimmung die Pflichten der Gastfreundschaft und Höflichkeit keineswegs, wenn schon der Sohn ihr dergleichen zutraut,[6]) eine Unterstellung, welche die biedere Eurykleia empört zurückweis't, indem sie dem jungen Herrn in ihrer Weise gründlich den Standpunkt klar macht. Im Gegentheil versichert die Fürstin dem Fremdling, um den es sich handelt, sie werde als Stellvertreterin ihres Mannes für ihn sorgen, bietet ihm Kleider an, befiehlt den Mägden Bad und Lager zu bereiten, überweis't ihn auf seinen Wunsch der erprobten Amme des Odysseus, da er die scharfe Zunge der jungen Mägde fürchtet, und erklärt, daß sie ihn indirect auch vor dem Uebermuth der Freier schützen werde, wer ihn beleidige, werde keinenfalls seinen Wunsch, sie heimzuführen, erreichen. Später tritt sie sogar für den Fremdling ein und wirft den Freiern die gröbliche Behandlung desselben als höchst ungeziemend, als eine Schlechtigkeit vor. In der Höflichkeit gegen den Gast thut sie sogar ein Uebriges. Als die freche Melantho[7]) sich Invectiven gegen den vermeintlichen Vagabonden erlaubt, bezeichnet die Herrin erstere als eine schamlose Hündin, letzteren als Gastfreund, den sie um Auskunft über ihren Gatten bitten wolle, schon deßhalb hätte die Magd höflich sein müssen; dann läßt sie einen Stuhl für ihn holen. Nach dem Bade ersucht sie ihn noch um eine Unterredung, die nur kurz sein solle, da eigentlich Schlafenszeit sei; sie wünscht nämlich sein Urtheil über einen jüngst gehabten Traum zu hören, dessen Deutung freilich ziemlich auf der Hand liegt; indessen scheint sie vornehmlich seine Ansichten über Träume überhaupt kennen lernen zu wollen; denn sie weiß selber sehr wohl,[8]) daß

[1]) 18, 250.
[2]) 18, 203.
[3]) 13, 293 ff.
[4]) 19, 163.
[5]) 21, 331.
[6]) 20, 130.
[7]) 19, 65.
[8]) 19, 560.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

es wahre und falsche Träume giebt, dagegen ist ihr völlig unklar, wie man die wahren von den falschen unterscheiden könne; sie fürchtet eben, daß der ihrige aus dem elfenbeinernen Traumthore komme, und bleibt bei dieser Ansicht, so eifrig auch Odysseus ihr das Gegentheil wahrscheinlich machen will. Nachdem sie dem Bettler noch die Mittheilung gemacht hat, daß am nächsten Tage der entscheidende Bogenkampf stattfinden solle, empfiehlt sie sich mit einem Compliment über die angenehme Unterhaltung. Die letzte Nacht vor der Entscheidung ist begreiflicher Weise die schwerste für sie. Athene erbarmt sich auch diesmal der Jammernden und sendet ihr einen erquickenden Schlaf. Aber kaum beginnt der Tag zu grauen, so hört Odysseus schon wieder die lauten Klagen, die herzzerreißenden Jammerlaute der Gattin, die von den Göttern inbrünstig Erlösung aus ihrer Pein erfleht. Während dessen wird's im Palaste lebendig, die Schaffnerin commandirt mit lauter Stimme ihre fünfzig Untergebenen; es handelt sich um eine General-Reinigung, denn grade auf diesen Tag trifft bedeutsam genug das Fest des Neumonds, dem Ferntreffer Apoll zu Ehren gefeiert. Darum treiben denn die Hirten mehr Schlachtvieh als gewöhnlich an; Eumäos trifft gar mit drei Mastschweinen ein. Die Freier kommen früher als sonst; sie nehmen unter Gelächter und Scherz das Mittagsmahl ein, ohne zu ahnen, daß ein Abendessen mit Blut und Eisen ihrer harrt. Am Nachmittag tritt Penelope ihrem am Abend ausgesprochenen Vorsatz gemäß den ihr so schmerzlichen Gang an, den verhängnißvollen Bogen des Gemahls aus dem Obergemache zu holen, wo er so lange Jahre abgespannt zwischen kostbaren Gefäßen hing, ein unschätzbares Kleinod, das einst dem hochberühmten Eurytos im Bogenwettkampf mit Apollo diente. Wie sie den Bogen, den Odysseus' liebe Hand so oft berührt, vom Nagel nimmt, überwältigt sie die Wehmuth; sie sinkt auf eine der Truhen nieder, leg das schnellende Horn auf die Kniee und jammert laut auf. Als sie sich ausgeweint hat, rafft sie sich zusammen, ergreift das Geschoß und geht entschlossen in Begleitung der Mägde, die den Rüstkorb tragen, in den Saal der Freier. In klaren Worten theilt sie ihren Entschluß mit, dem folgen zu wollen, der am leichtesten die abgespannte Sehne des Bogens einhake und den Pfeil durch die Oehre der 12 hintereinander gestellten Aexte hindurchschnelle; der Sieger, fügt sie hinzu, werde wohl ihre Hand aber nicht ihr Herz gewinnen, das gehöre dem ersten Gemahl. Einige der Freier versuchen sich ohne Erfolg am Bogen; man verschiebt die weiteren Versuche auf den folgenden Tag, da bittet der verkappte Odysseus seine Kraft am Bogen prüfen zu dürfen. Antinoos weis't ihn schnöde ab, Penelope aber tritt für den Fremdling ein, man dürfe ihm als Gast diesen Wunsch nicht abschlagen; von einer Heirath mit dem namenlosen Bettler im Falle des Gelingens könne selbstverständlich nicht die Rede sein; das würde ihm selber wohl nicht im Traum einfallen. Telemach schneidet die weitere Erörterung dieser Sache mit einem derben Hinweis auf seine Rechte als Hausherr ab und schickt die Mutter barsch in ihre Gemächer, indem ihre Gegenwart hier mindestens überflüssig sei. Auch diesmal gehorcht Penelope schweigend, doch nicht ohne sich über die an Grobheit grenzende Energie des Sohnes zu wundern; in ihrem Schlafgemache versinkt sie recht zeitgemäß durch Athene's Kraft in einen tiefen Schlaf. Nachdem der Freiermord vor sich gegangen ist, eilt Eurykleia vor Freude laut lachend mit trippelnden Schritten zu Penelope, um ihr die frohe Botschaft zu verkündigen. Die Herrin ist sehr ungnädig, daß die Alte sie mit solchen Märchen aus dem so selten gebotenen und diesmal besonders süßen Schlaf wecke; nur ihr Alter schütze sie vor ernstlicher Bestrafung, einer andern würde solch ein höchst unpassender Scherz nicht so hingehn. Eurykleia läßt sich indessen nicht irre machen, sie weiß, was sie weiß; als Penelope merkt, daß denn doch wohl etwas Wahres zu Grunde liege, überwältigt sie eine plötzliche Freude; sie fällt der alten Amme um den Hals, Thränen schießen ihr aus den Augen; einen Augenblick später ist sie wieder gefaßt, die Reflexion erwacht. Die Thatsache des Untergangs der Freier bezweifelt sie nicht mehr, wohl aber, daß Odysseus der Thäter sei, eine solche That scheint ihr denn doch über menschliche Kraft hinaus zu gehn. Sie räth daher lieber auf einen Gott, der die Freier aus Mitleiden mit ihr oder aus Zorn über die Verruchtheit derselben erschlagen habe Auch als die Amme das für eine Natur ihrer Art untrügliche Kennzeichen der Narbe erwähnt, wird die schärfer combinirende Penelope nicht überzeugt, da einem Gott auch diese nachzuahmen nicht schwer werde, sondern nur schwankend. Sie beschließt daher erst auf das Genaueste Alles zu prüfen, keinenfalls einer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Herzenswallung zu folgen. Sie beschränkt sich demnach zunächst auf das Ansehn des in Frage Stehenden, setzt sich stumm im Glanze des Feuers ihm gegenüber. Das Antlitz ist wohl dasselbe, so scheint es ihr; aber die schlechten Kleider entstellen ihn, daß er ihr doch wieder ganz fremd vorkommt; sie kann sich nicht entschließen ihn anzuerkennen, aber auch nicht ihn als einen Betrüger zurückzuweisen; sie prüft und prüft, ohne zu einem Resultat zu kommen. Endlich reißt dem Sohne die Geduld, er erklärt, das Herz der Mutter sei härter als Stein. Penelope läßt sich nicht irre machen; selbst als der Gemahl gebadet und gesalbt, in schönen Kleidern ihr wieder naht, läßt sie sich nicht hinreißen: ebenso wenig Eindruck macht es, als der Gemahl, der sich hier offenbar eine Blöße giebt, ihr Starrsinn und Ungläubigkeit vorwirft. Erst als es ihr durch eine List gelungen ist, ihrem Odysseus das Geheimniß des Ehebettes zu entlocken, schwindet jeder Zweifel, Herz und Kniee erzittern ihr, sie läuft auf ihn zu und bittet ihm unter Küssen und Thränen ihre Ungläubigkeit und den scheinbaren Mangel an Gefühl ab.

Es ist bezeichnend, daß die geistige Spitze der Phäaken ein Weib, die Königin Arete, bildet. Kriegerischer Tüchtigkeit stehen die Inselbewohner fern, weil sie ganz abgesondert von den übrigen Menschen, derselben nicht bedürfen. Freilich werden sie als tüchtige Seeleute gepriesen, aber in ganz besonderem Sinne; ihre Wunderschiffe sind belebt, lenken sich selber; der rauhen Schiffsarbeit also sind sie überhoben; Noth und Gefahren der See sind ihnen völlig unbekannt; denn immer in einem Tage vollenden die sinnbegabten Schiffe jede Fahrt. Die Künste des Friedens Bau-, Schiffsbau- und Webekunst blühen; Tanz- und Dichtkunst erfreuen sich außerordentlicher Anerkennung; selbst das Ballspiel wird mit dem größten Eifer und erstaunlicher Vollkommenheit geübt. Fröhlichkeit herrscht durchs ganze Volk, die Häuser erklingen von heitrem Saitenspiel; an Fleisch, Brod und Wein ist nirgend Mangel; auf des Sängers Stimme lauschen die fröhlichen Schmauser; große Opferfestlichkeiten verherrlichen die Götter mit ihrer persönlichen Gegenwart und nehmen am Schmause Theil, ganz wie die übrige Festversammlung. Ein so glücklich situirtes Volk, das sich solch eines vertrauten Umgangs mit höchsten und allerhöchsten Herrschaften erfreut, bedarf eines starken Arms zu seiner Lenkung nicht; Herzensgüte und feiner Tact sind hier besser am Ort, etwaige Zwistigkeiten zu schlichten; so ist es denn nicht auffallend, daß alle auf Arete, der diese Eigenschaften in hohem Maße zu Theil geworden sind, bewundernd schauen, daß sie werth gehalten wird vom Gemahl wie keine Frau, so viel deren, den Männern unterthan, dem Hause vorstehen, daß sie seitens der Kinder Liebe und Hochachtung genießt, wie keine Mutter sonst, daß, wenn sie sich öffentlich zeigt, ihre Nähe wie die einer Göttin auf das Volk beseligend wirkt, ohne daß eine Würde, eine Höhe die Vertraulichkeit entfernte.[1]) Indessen herrscht sie mehr durch ihre Gegenwart als durch Worte; ein äußerlich wenig hervortretendes aber sicheres Walten ist Arete eigenthümlich; so greift sie nur ein, als der Gemahl, dem sie alle weiteren Schritte überläßt, nachdem Odysseus ihr die schuldige Ehrerbietung erwiesen, es an Aufmerksamkeit ihrer Ansicht nach fehlen läßt, denn sehr wohl fühlt sie, daß ein unweibliches Vordrängen ihren Gemahl in des Fremdlings Augen herabsetzen müsse. Nur als Odysseus einen Theil seiner wunderbaren Abenteuer den gespannt lauschenden Phäaken zum Besten gegeben hat, kann sie nicht umhin der Genugthuung, die sie als Wirthin über die Anwesenheit ihres berühmten Gastes empfindet, Ausdruck zu geben; sie fordert die reichen Geronten auf, es dem armen Fremdling gegenüber an möglichst splendid zugemessener Aufmerksamkeit nicht fehlen zu lassen. Alkinoos, dem Anstandshalber die Entscheidung in Betreff des eben gemachten Vorschlags der erlauchten Gemahlin von dem ältesten Geronten anheim gegeben wird, geht gern auf die Intentionen der Gemahlin ein, da sie, wie immer, ihm aus der Seele gesprochen hat; er fordert sogar später nochmals die um ihn versammelten Edlen auf, dem Gaste kostbare Geschenke zu überreichen, mit dem Bemerken, sie könnten ja den Werthbetrag unter das Volk repartiren und wieder erheben, weil es dem Einzelnen gradezu lästig werden könne, ohne Entgelt Geschenke zu machen, eine Aeußerung, die der Gemahlin in Gegenwart des Empfängers gewiß nicht entschlüpft wäre. Den Regeln feinsten Anstandes aber entspricht es, wenn die Fürstin, erst als Odysseus bewirthet ist, und die Mägde

[1]) 7, 72.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

abgetragen haben, die Frage sich erlaubt, woher er denn die Kleider habe, die sie natürlich schon längst als aus ihrer Hausfabrik hervorgegangen erkannt hat. Offenbar brennt sie vor Neugierde den Zusammenhang einer ihr ganz unbegreiflichen, sie im höchsten Grade interessirenden Thatsache zu erfahren, und doch weiß sie diesen Drang, einer Höflichkeitsform zu Liebe, eine geraume Zeit zu unterdrücken. Für die Ueberraschung aber, als sie ganz unvermuthet den wildfremden Mann, der bisher durch Athenes Kraft unsichtbar gewesen, flehend vor sich liegen sieht, reicht selbst die Sicherheit des Benehmens nicht aus, die sie ohne Zweifel durch persönlichen Verkehr mit den Göttern sich erworben. Sie kommt wie alle Anwesenden aus der Fassung und muß es dem alten Echeneos überlassen, ihrem Gemahl für diesen schwierigen, noch nicht dagewesenen Fall einen Rath zu ertheilen. Später giebt sie durch ihr Stillschweigen zu erkennen, daß sie einen besseren Vorschlag nicht zu machen wisse, durch die Anordnung seines Nachtlagers aber, daß sie mit seiner Aufnahme als Gast zufrieden sei. Sie nimmt sich denn auch seiner, wie es der tadellosen Wirthin geziemt, bei Verpackung der Geschenke hausmütterlich an, befiehlt den Dienerinnen ihm ein Bad zu bereiten und läßt, nachdem er feierlich Abschied genommen, Geschenke und Mundvorrath in's Schiff schaffen. Wie Odysseus' erste Worte auf Veranlassung Nausikaas und Athenes, eine Huldigung der Königin enthielten, wendet er sich auch zuletzt an sie, überreicht ihr den Becher zum Abschiedstrunk und wünscht ihr bis in's späteste Lebensalter eine Fortdauer ihres beneidenswerthen Glückes, daß sie der Liebe des Gemahls, der Kinder, des Volkes danke. Er vergißt nicht hinzuzusetzen „in diesem Hause", um anzudeuten, daß auch die äußeren Bedingungen ungetrübten Glückes, Reichthum und Wohlbehagen, unverändert dieselben bleiben möchten. Der herrliche Palast mit den Wänden von Erz, dem Simms von Blaustahl, den silbernen Thürpfosten, der goldenen Thür, den wundervollen Statuen, den reichgeschnitzten Stühlen mit den kunstvollen Teppichen hatte den Odysseus beim ersten Anblick mit hohem Entzücken erfüllt und wird wohl nicht weniger seinem Gedächtnisse dauernd eingeprägt sein, als das edle Königspaar, das diese Räume bewohnt. Wie er der jungfräulichen Tochter, in der alle Tugenden der Mutter sich wiederspiegeln, immer alle Tage in der Heimath gedenken zu wollen versichert, so wird er auch gern des herrlichen Anblicks sich erinnern, den ihm das hohe Elternpaar geboten. Er wird die Königin, die Purpurspindel drehend, die Schaar der emsig spinnenden Mägde im anstoßenden Frauengemach überwachend, beim Heerde an eine Säule gelehnt sitzen sehn, an der andern Seite der Säule den Gemahl, wie er einem Unsterblichen gleich, den Wein trinkt im Kreise der fünf Söhne und der Edlen und dem Gesange des gottbegeisterten Sängers lauscht.

Eine Ergänzung zu diesem Bilde einer edlen Königin, die gleichzeitig den Pflichten der Hausfrau und Mutter vollkommen genügt, bietet uns Hecabe, wenn wir von einzelnen ein überaus heftiges Temperament verrathenden Zügen absehen und die Innigkeit und Wärme ins Auge fassen, die ihr Verhältniß zum würdigen Gemahl und zu ihren Kindern, namentlich zu ihrem Lieblingssohne Hektor charakterisirt. Die Königin tritt offenbar in ihr gegen die Mutter zurück, während bei Arete das Umgekehrte der Fall ist; letzterer eignet vorzugweise das Epitheton „Herrin", erstere wird als „freundlich spendende Mutter" bezeichnet. Auch ist Arete trotz der erwachsenen Kinder verhältnißmäßig jugendlich zu denken, Hecabe ist eine hochbetagte Greisin. Durch den reichsten Kindersegen beglückt, in Reichthum und Wohlbehagen ergraut, hat sie das bittre Geschick erloos't, am Abend ihrer Tage ihrer blühenden Familie Untergang zu erleben, der sich zum Sturz des ganzen Reichs erweitern soll. Einen lebenskräftigen Sohn nach dem andern rafft wider die Natur der Krieg dahin, das lebensmüde Elternpaar schont er auf zu unsäglichem Jammer. So lange Hektor für das Vaterland kämpft, lebt noch ein Rest von Hoffnung im Herzen der Mutter; mit seinem Tode ist Schmach und Tod für Priam's ganzen Stamm gewiß.[1]) Daher ihre verstärkte mütterliche Sorge für das körperliche Wohl[2]) des Lieblingssohnes, das herzzerreißende Beschwö-

[1]) Erklärlich ist es also, wenn sie gegen die indirecte Urheberin ihrer Leiden zuweilen rauh wird, wie Helena klagt, (Il. 24, 770) während Priamos und Hektor stets sanft und freundlich geblieben wären.

[2]) Il. 6, 251 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ren desselben bei ihrem mütterlichen Busen, als Hektor mit dem Todfeinde sich messen will, der wahnsinnige Schmerz, als er fällt, die maßlosen Schmähungen auf den Urheber ihres Jammers, die wüthende Rachsucht, die sie nur durch Verzehren der Leber Achills kühlen zu können meint,[1]) das beleidigende Auffahren gegen den Gemahl, der seinen Entschluß, sich zum Achilleus begeben zu wollen, ihr mittheilt. Selbst in der rührenden Todtenklage an der Leiche des Sohnes kann sie eine höhnische Bemerkung nicht unterdrücken: „Obgleich Achill dich mißhandelte, o Sohn, dich oft um das Grab des Freundes geschleift hat — natürlich ohne diesen dadurch wieder aufzuwecken[2]) — liegst du mir jetzt so unversehrt und thaufrisch da, als seiest du Apollos sanftem Pfeil erlegen."

In der deutschen Heldensage, soweit dieselbe in einer der Blüthezeit des Volksgesanges entstammenden Bearbeitung vorliegt, im Nibelungenliede und der Gudrun also, finden wir drei Frauengestalten gradezu in den Mittelpunkt der Handlung gestellt. Brunhild, deren ursprüngliches Wesen schon in manchen Liedern der Edda verdunkelt erscheint, steht seltsam und kaum vermittelt, wie einer fremden Welt angehörig, in ihrer höfisch-ritterlichen Umgebung da; Chriemhild ist wie ihr unheimlicher Gegner zu einem Charakter geworden, vor dem der Dichter, wenigstens im zweiten Theile des Gedichtes, Grauen und Abscheu nicht verhehlt; sonst dürfte er sie von dem reinen, edlen Dietrich von Bern nicht als Teufelin bezeichnen, sie schließlich von dem biederen Meister Hildebrand, der auf diese Weise Vollstrecker der poetischen Gerechtigkeit wird, nicht erschlagen lassen. Für die heidnische Anschauung, der die Blutrache unter allen Umständen preiswürdig erschien, zeigt sich somit im Nibelungenlied weniger Verständniß als in der „Klage", deren Verfasser der Seele Chriemhild's, weil die Treue gegen den Mann stets ihr Motiv gewesen, den Himmel vindicirt und die Meinung derer, die sie wegen ihrer schlimmen Thaten in die Hölle versetzen, für falsch erklärt. Das Ideal der mit christlichen Anschauungen versetzten, durch die höfische Sitte beeinflußten volksmäßigen Dichtung des Mittelalters ist offenbar in Gudrun verkörpert; nur ist nicht zu leugnen, daß die Verquickung der verschiedenen Elemente unvollständig geblieben ist; daß das rauhe Erz des heidnischen Kerns aus dem nicht überall vollständigen Mantel christlicher Moral nicht weniger oft hervorschaut, als es trotz der schließlichen dünnen Vergoldung durch die höfische Sitte deutlich erkennbar bleibt. Es wird sich also rechtfertigen, diese Figur eingehender zu behandeln, was bei der geringen Popularität des Gedichts am besten durch eine Inhaltsangabe der betreffenden Parthieen geschieht, zumal uns gleichzeitig in der Mutter der Heldin der öfters wiederholte Typus der gütigen und milden Königin vorgeführt wird, in Hildburg die treuergebene Freundin, in Ortrun eine Frauennatur vom höchsten Adel der Gesinnung, der liebevollsten Innigkeit des Gemüthes sich uns darstellt, während die kleinlich-rachsüchtige, herzlose, ja gemeine Gerlinde nebst der leichtsinnigen Hergard uns die Kehrseite des weiblichen Charakters bietet. Gudrun ist die Tochter des Königs Hettel von Hegelingenland. Wie sie erwachsen ist, überstrahlt sie an Schöne alle Frauen; von gewaltigen Fürsten wird ihre edle Minne begehrt, doch der ahnenstolze Vater verschmäht die Bewerbungen aller. Unter den abgewiesenen Freiern ist auch ein schwarzer Fürst Siegfried von Moorland, der wegen dieses Hohns in gewaltigen Zorn geräth und sich zu rächen beschließt. Auch Hartmuth, der junge König der Normandie, hört die Kunde von der hehren Gudrun und beschließt um sie zu werben, obwohl sein Vater, der Hettels Stolz kennt, ihm abräth. Sechszig Degen mit zwölf silberbelasteten Saumthieren werden nach Hegelingenland gesendet, um die versiegelten Werbebriefe Hartmuths zu überbringen; doch auch er wird hochmüthig abgewiesen; Hartmuth entbrennt nur um so heftiger in Liebe; er begiebt sich unter fremdem Namen an Hettels Hof, sieht die Minnigliche, der er nicht mißfällt, die ihn aber, als er ihr seinen Namen nennt, abweis't, weil ihre Eltern seine Bewerbung mißbilligt haben; nun faßt er den Entschluß sie mit Gewalt sich zu erringen. Doch Herwig, der junge König von Seeland, dessen Bewerbung gleichfalls erfolglos gewesen ist, kommt ihm zuvor; mit dreitausend Recken zieht er vor Hettels Burg;

[1]) Il. 24, 212.
[2]) 24, 756.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gudrun steht auf einer Zinne und sieht, zwischen Furcht und Bewunderung getheilt, Herwig feuerrothen Wind aus den Helmen schlagen; lieb und leid wird ihr, als der Vater selbst im Zweikampf mit dem wunderkühnen Helden tiefe Wunden empfängt. Für den Vater und den tapferen Freier zugleich besorgt, fleht sie vom Thurm herab, den Kampf einzustellen, und sich erst nach Herwigs Sippe zu erkundigen. Hettel, dessen Blut schon durch den Ringpanzer zur Erde fließt, muß den Frieden annehmen; Herwig aber stimmt nicht eher zu, bis ihm gestattet wird, mit hundert seiner Recken unbewaffnet die Burg betreten zu dürfen. Wie er Gudrun naht, findet er sie mit sich selbst entzweit; ist er ja doch Feind und Freund zugleich; er kämpft gegen ihr Land und doch um sie; gleichwohl empfängt sie ihn freundlich; sein feines Benehmen aber gewinnt ihm bald ihr Herz, das dem tapfern Helden schon halb gehörte. Auf seine Frage, ob sie ihn wegen zu „leichter" Ahnen verschmähe, antwortet sie; „Welche Frau würde einen Helden verschmähen, der ihr so gedient hat; ich bin euch holder als irgend eine Maid, die ihr je gesehen. Wenn mir's meine nächsten Freunde vergönnen, so wollt ich immer, wie ihr wünscht, bei euch sein." Da blickt er ihr, die so offen bekennt, daß sie ihn im Herzen trage, mit freudigem Hoffen in's Antlitz. Die Eltern hat der junge Held bald gewonnen; sie erlauben seine Bewerbung und verloben ihm die Tochter, als diese das Jawort gegeben. Nach einem Jahre soll er die Braut heimführen, so bestimmt die Mutter; dieser Aufschub kostet viel Blut und Thränen. Der schwarze Siegfried nämlich hat von Herwigs Glück vernommen und beschließt sein Müthchen an ihm zu kühlen; er macht einen Kriegszug nach Seeland, bricht die Burgen und verheert das Land; der unvorbereitete Herwig flüchtet nach tapferer Gegenwehr mit dem Rest seiner Schaaren auf eine Burg und schickt von hier aus Boten an Hettel, die um Hülfe bitten sollen. Dieser verweis't die Boten an Gudrun, was die gebiete, wolle er leisten. Gudrun kann die Unterredung mit den Boten kaum erwarten, schickt zu ihnen; sie ahnt Schlimmes und schwimmt in Thränen, als die Boten erscheinen. Rasch thut sie die Frage, ob ihr lieber „Mann" lebend oder todt sei; über diesen wichtigsten Punct beruhigt, läßt sie sich seine Noth erzählen, eilt zum Vater, den sie mit weinenden Augen umschließt, und bittet ihn, dem Geliebten zu helfen. Er erklärt sich sogleich bereit, und beschickt die ihm befreundeten Könige, den alten Wate, Morung aus Sturmland, Horand, den gesangeskundigen Dänen. Die Königstochter bittet die Boten zu eilen, durch nichts sich aufhalten zu lassen und grüßt die sich einstellenden Helden freundlich, damit desto mehr mitziehen. Erst wie die Harnische und silberweißen Ringpanzer an die Recken vertheilt werden, wird sie wohlgemuth; unter Thränen und mit den besten Wünschen nehmen Mutter und Tochter von Hettel Abschied. Bald kann dieser Boten mit guter Mär in die Heimath schicken; es sei ihnen in Seeland wohl gelungen, Siegfried wäre geschlagen und in eine Burg eingeschlossen, in kurzer Zeit würden sie heimkehren. Die edlen Frauen wünschen von Herzen, daß dies bald geschehe; aber das Geschick hat es anders bestimmt. Die Späher Hartmuths nämlich bringen ihrem Herrn die Kunde, daß Hettel mit seinen Recken in Seeland sei und den König Siegfried belagere, Hettel habe geschworen nicht eher abzulassen, als der Heide mit seinen Bann sich ergeben, Siegfried's kühner Sinn wolle von Uebergabe nichts wissen; so könne die Belagerung wohl noch ein Jahr dauern. Hartmuth ist der Ansicht, daß eine so günstige Gelegenheit Gudrun zu entführen und sich zu rächen, nicht unbenutzt gelassen werden dürfe; der Vater stimmt ihm bei, und die Mutter Gerlinde, die die Abweisung ihres Sohnes nicht verschmerzen kann, will all ihr Gold und Silber zur Ausführung des Rachezuges verwenden. Mit dreiundzwanzig Tausend Mannen in stattlichen Schiffen landen die Könige der Normandie in Hegelingenland. Zwei Boten Hartmuths erscheinen in der Burg Matelane vor Hilde und Gudrun, um nochmals für ihren Gebieter zu werben. Fest und ohne sich zu besinnen erklärt das edle Mädchen, es sei Herwig, den sie liebe und dem sie verlobt sei; wie lange ihr Leben währe, anderen Freundes begebe sie sich. Als hierauf die Boten ankündigen, in drei Tagen werde Hartmuth mit seinen Recken vor der Burg erscheinen, lächelt sie, weil sie voraussetzt, man glaube durch Drohungen ihre Treue erschüttern zu können. Sie hat sich ihr Schicksal gesprochen. Am angekündeten Morgen erscheinen vor der Burg die Schaaren Hartmuths. Tapfer wehren sich die stolzen Bürger, aber die Ueberzahl der Feinde ist zu groß. Ludwig und Hartmuth erkämpfen das Thor, Gudrun beginnt zu weinen; bald wehen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Fahnen der Normandie auf den Zinnen der Burg zum Leid der Königinnen. Als Gudrun mit zweiundsechszig minniglichen Maiden unter Weinen und Jammern der Zurückbleibenden gefangen fortgeführt wird, drängt sie ihre Noth in den Ausruf zusammen: „Weh' mir! wüßte es mein Vater, er litte es nimmermehr!" Kaum hat Hettel durch eine Botschaft von seiner Gemahlin das große Unglück seines Hauses erfahren, so schließt er Frieden mit Siegfried und eilt mit seinen Mannen auf Schiffen, die man Pilgrimen mit Gewalt entleiht, den Räubern nach. Auf einem Eiland, dem Wülpensande, trifft er sie rastend. Es kommt zu einer heißen Schlacht; Hettel wird vom König Ludwig erschlagen; die Hegelingen siegen, aber durch Anwendung einer List fahren die Könige der Normandie mit den geraubten Frauen und dem Rest ihrer Recken in der Nacht von dannen. Den Hegelingen bleibt nichts anders übrig als heimzufahren, da der Vorsprung der Feinde zu groß ist, und für eine Heerfahrt nach der Normandie ihr Bann zu gering ist. Bei der unglücklichen Hilde angekommen, beschließen die Helden einen Rachezug, der aber erst stattfinden kann, wenn die Kinder der jetzt erschlagenen Recken zu streitbaren Mannen herangewachsen sind. Währenddessen führt Gudrun ein jammervolles Leben. Schon während der Meerfahrt erklärt sie Hartmuth wie auch Ludwig fest und entschieden, daß sie eher sterben als Hartmuth minnen werde, worüber Ludwig so ergrimmt, daß er sie bei den Haaren in die See wirft. Der Sohn rettet sie und macht dem Vater Vorwürfe. Die Schwester und Mutter Hartmuths, Ortrun und Gerlinde sind festlich geschmückt zum Empfang genaht. Ortrun küßt mit weinenden Augen die Entführte; sie hat aufrichtiges Mitleid mit ihr; als auch Gerlinde sie küssen will, bebt der Jungfrau Leib vor Entrüstung. „Wie dürft Ihr mir nahen," spricht sie „der es zugeschrieben wird, mein ganzes Herzeleid veranlaßt zu haben!" Ihre lichte Wange wird noch selten trocken, so viel auch Hartmuth sie tröstet; freundlich ist ihr Benehmen nur gegen die Schwester des Entführer's, deren mitfühlendes Herz ihr einziger Trost im Elend wird. Da sie aufs Neue auch gegen Gerlinde erklärt, ihre Treue gegen Herwig sei unerschütterlich, so beschließt Gerlinde sie zur Willfährigkeit zu zwingen. Vergebens ermahnt Hartmuth die Mutter, die Heimatlose gütlich zu unterweisen; während seiner Abwesenheit verfährt sie nach dem Grundsatz „Willst du nicht haben Freude, so sollst du haben Leid". Die Königstochter muß mit ihrer weißen Hand den Ofen heizen und Brände schüren, wird außerdem von den mitgefangenen Jungfrauen getrennt. Als nach drei Jahren Hartmuth von drei Heerfahrten heimkehrt und die lichte Farbe der schönen Gudrun erblichen sieht, verweis't er der Mutter die harte Behandlung, die ihm Gudrun erst auf sein Befragen mit den Worten mittheilt: „Ich muß hier dienen, daß es eine Sünde und eine Schande ist". Die wolfgrimme Gerlinde sucht sich zu vertheidigen, stellt ihr Verfahren als nothwendig hin, den Uebermuth der Störrischen zu brechen; Flehen und Güte verfinge nichts bei der, nur durch Ruthe und Besem könne sie dahin gebracht werden, ihn zu minnen. Sie verspricht übrigens eine gelindere Behandlung als sie den Sohn unwillig sieht; in der That aber erniedrigt sie von jetzt an die arme Maid zu noch knechtischeren Diensten. Gudrun muß mit den Haaren den Staub von Schemeln und Bänken streichen und dreimal jeden Tag die Kemenate Gerlindes kehren. Sieben Jahre lang waltet das edle Königskind solcher entehrenden Arbeit, aber stets hält sie fest an Tugend und Ehre. Da bietet Hartmuth von Neuem ihr Hand und Krone an. Sie ist nicht mehr geneigt als zuvor; auch durch die Drohung, er werde sie zur Ehe zwingen, läßt sie sich nicht einschüchtern; sie erinnert ihn, welchen Leumund es ihm bei andern Fürsten bringe, wenn die Kunde laut würde, daß König Hagens Enkelin in Hartmuths Landen geschändet wäre. Auch wenn ihr Herz noch unvergeben wäre, könnte sie den, der sie geraubt, den Sohn dessen, der ihren Vater erschlagen habe, nie zum Gemahl wählen. Jetzt versucht er noch einmal durch Güte sich ihre Huld zu gewinnen; sie wird wieder als Königstochter gehalten; von Trank und Speise wird ihre Farbe in kurzer Zeit wieder rosenroth, aber die arme Gudrun ist nicht so weise, sich freundlich gegen Hartmuth zu erweisen; sie ist wie früher schroff und ungelinde. Das verdrießt Hartmuth so, daß er sie wieder seiner Mutter überantwortet. Jetzt muß sie alle Tage mit dem Gesinde am Meeresstrande waschen. Ohne Widerspruch unterzieht sich die Edelgeborne dieser harten Arbeit; sie freut sich sogar, jetzt ihre Speise zu verdienen, und wünscht sich mit der Spitzfindigkeit des Unglücks, daß man ihr noch herberes Leid anthue, da sie doch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einmal ohne Wonne leben solle; sie lernt von einer Waschfrau die Waschekunst und bald wäscht niemand fern und nah in der Normandie so gut wie sie. Ihre Jungfrauen weinen, wenn sie die Königstochter an den Strand gehen sehen. Hildburg, eine der geraubten Fürstentöchter, erlangt von Gerlinde auf vieles Bitten die Erlaubniß, der freudeberaubten Gudrun waschen helfen zu dürfen. Für dieses Mitgefühl dankt ihr Gudrun von ganzem Herzen; sechstehalb Jahre schaffen so die edlen Frauen Hartmuths Helden weiße Kleider. Endlich ist die Zeit gekommen, wo der Rachezug mit wahrscheinlichem Erfolge unternommen werden kann; bis dahin ist Frau Hilde freudenlos gewesen. Herwig hat die Zeit kaum erwarten können. Ein Heer von 70,000 Schilden segelt unter Liederschall und dem Glückwunsch von Frau Hilde von Matelane ab. Auch der schwarze Siegfried gesellt sich mit Heeresmacht zu ihnen. Nach mancherlei Fährlichkeiten landen sie in der Normandie. Herwig, der Bräutigam, und Ortewein, der Bruder Gudruns, machen sich auf, der Edlen die Ankunft des Befreiungsheeres anzuzeigen. Ein wunderbarer Gottesvogel, ein Engel in Schwangestalt hat Gudrun schon am Tage vorher auf die nahe Rettung vorbereitet; Gudrun ist von Hoffnung so freudenvoll, daß sie an diesem Tage lässiger wäscht, das Schmähen und Schelten der unzufriedenen Gerlinde überhört und die Nacht vor freudiger Erwartung nicht schlafen kann. Wie sie und Hildburg am andern Morgen zum Meeresstrande gehen wollen, ist Schnee gefallen; nicht einmal Schuhe will Gerlinde den armen Maiden gestatten: „Was liegt an eurem Tode!“ herrscht die Wölfische sie an, als Hildburg meint, sie würden zu Tode frieren. Sie brechen in Thränen aus, und Gudrun kann bei dieser Lieblosigkeit den Wunsch nicht unterdrücken, es möge noch einmal die Zeit kommen, wo sie ihr dieses Wort vorhalten könnte. Dann waten die gottverlaßnen Frauen mit bloßen Füßen durch den Schnee. Nachdem sie lange vergeblich sehnliche Blicke auf die Fluth geschickt haben, sehen sie zwei Männer in einer Barke nahen. Da fällt der Königstochter plötzlich ein, daß es ihr Schande brächte von den Boten unvollständig bekleidet und mit einer niedrigen Arbeit beschäftigt angetroffen zu werden; lieber wolle sie stets Ingesinde sein als das erleiden. Sie entfliehen daher mit den Gewanden, als aber Hartmuth sie bei aller Jungfrauen Ehre bittet zu weilen, überwindet Gudrun ihre Scham; denn ihre Achtung vor der Mädchenehre würde gering sein, erklärt sie, wenn sie bei ihr beschworen, eine Bitte nicht erfüllte. So stehen sie denn da, vor Frost zitternd, in den durchnäßten Hemden, aus denen weiß wie Schnee die minniglichen Glieder hervorleuchten, die Locken vom Märzenwinde zerzaust. Als Hartmuth, der aus der Schönheit der beiden Jungfrauen auf edle Abstammung schließt, sich erkundigt, ob der, dem sie so schmachvoll dienten, noch mehr so schöner Wäscherinnen habe, antwortet sie trüb: „Er hat noch manche schönere als wir bei unserm Kummer sein mögen“. Vier Spangen, die ihr als Lohn für ihre Auskunft angeboten werden, schlägt sie aus und fordert die Fremdlinge auf, rasch ihre Fragen zu thun, sie giebt dann kurz und bündig die erwünschte Auskunft über Land, Herrscher und Leute. Den Mantel, den Hartmuth der vor Frost Zitternden höflich anbietet, verschmäht sie: „An meinem Leibe sollen Niemandes Augen Manneskleider sehn.“ Nach Gudrun gefragt, bricht sie in die wehmüthigen Worte aus: „Die ihr da suchet, die hab' ich wohl gesehen, ihr und den andern geraubten Frauen bleichte großer Jammer das Antlitz“. Mit dem Auge der Liebe entdeckt Herwig jetzt ihre auffallende Aehnlichkeit mit der Gesuchten und theilt diesen Gedanken Ortewein mit, indem er ihn bei seinem Namen anredet; dieser erinnert ihn daran, daß Gudrun ungleich schöner gewesen sei. Wie Gudrun den Namen hört, durchzuckt sie der Gedanke, ob dies nicht ihr Bruder sei; sie erkundigt sich, ob Herwig von Seeland, dem übrigens der eine von ihnen auffallend gleich sähe, noch lebe; sie glaube es nicht, da er die geraubten Frauen, deren eine auch sie sei, gewiß befreit haben würde; wenn sie übrigens Gudrun suchten, so sei es zu spät, die sei bereits ihrem Leid durch den Tod erlegen. Bei dieser Trauermär thränen die lichten Augen des jungen Ortwein; auch der männlichere Herwig beginnt zu weinen. Selbst dann noch, als Herwig sagt, Gudrun sei sein auserwähltes Weib für alle Lebenszeit gewesen; ihr Tod sei sein Herbstes, hält die arme Jungfrau, durch langes Leid gelehrt, trügerischen Hoffnungen zu mißtrauen, einen Betrug für möglich; ihr sei der Tod Herwigs wiederholt versichert, wäre er am Leben, so hätte er sie längst befreit. Die Verlobungsringe vermitteln die Erkennung. Wie sie an des Bräutigams Finger den goldnen Mahlschatz ersieht, den sie früher selbst getragen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lächelt sie vor Wonne und zeigt freudestrahlend ihren Ring, die Gabe Herwigs. Selig schließt der Bräutigam die herrliche Maid in seine Arme und bedeckt ihren Mund mit unzähligen Küssen; dann drängt er zur Abfahrt. Ortewein aber erklärt fest und entschieden, die Ehre erlaube es nicht, die Schwester dem Feinde wegzustehlen; auch würden die andern Geraubten es entgelten; eher lasse er sich mit der Schwester in Stücke hauen. Herwig macht Einwände; tiefbetrübt bittet und jammert Gudrun, Ortewein ist unerschütterlich; so bleibt den Liebenden denn nichts übrig, als mit widerstrebendem Herzen nachzugeben, den Gesetzen der Ehre Rechnung zu tragen. Durch die Versicherung Herwigs, daß er am nächsten Morgen mit 80,000 Helden vor der Burg stehn werde, gewinnt Gudrun Fassung und Ruhe wieder. Ein hartes Scheiden erfolgt; so weit es möglich ist, folgen die Jungfrauen den Boten mit den Augen. Jetzt gedenkt Hildburg der versäumten Wäsche und der voraussichtlichen Züchtigung für diese Lässigkeit. „Nun mich zwei Königssöhne geküßt" bedeutet ihr Gudrun mit dem ganzen wiedererwachten Stolze der Königstochter, „lege ich nicht mehr Hand an, und wenn man mich mit Ruthen bis zum Morgen schlüge; sterben werde ich nicht daran." Der guten Hildburg ist die Hoheit dieses Stolzes völlig unverständlich; förmlich ängstlich aber wird sie, als ihre Herrin die Kleider Gerlinde's verächtlich in's Meer schleudert. So kehren die Frauen beim Anbruch der Nacht heim, Gudrun furchtlos, den Busen von Stolz und Hoffnung geschwellt; Hildburg demüthig und traurig in Erwartung der Strafe. Die üble Gerlinde harrt ihrer schon; sie hat die Unterredung der Jungfrauen mit den Boten aus der Ferne beobachtet, beschimpft sie nun mit entehrenden Voraussetzungen und kündigt ihnen wegen ihrer vermeintlichen Unehrbarkeit und Lässigkeit derbe Züchtigung an. Gudrun weis't dergleichen Unterstellungen, als ihrer nicht würdig, stolz zurück, räth ihr von solchem Beginnen ab, da sie viel hehrer sei, als alle hier, stachelt aber durch diese und ähnliche stolze Bemerkungen die Wuth Gerlindes bis zu dem Grade an, daß sie die Königstochter an ein Bettgestell binden läßt und sich anschickt, ihr mit Zuchtruthen die Haut vom Gebein zu schlagen. In dieser äußersten Noth, in die das kürzlich in ihr wiedererwachte Gefühl ihrer Hoheit und Würde sie gebracht hat, greift Gudrun zu einer List, die sie einerseits der Schande und Mißhandlung überhebt, andrerseits ihr mit den geraubten Frauen bei dem demnächstigen Angriffe mehr Sicherheit des Lebens gewährt. Sie läßt die doppelsinnige Bemerkung fallen, eine solche Züchtigung stehe einer Braut übel an, die nächstens sich einem Könige vermählen würde; sogleich läßt Gerlinde, die diese Aeußerung natürlich auf ihren Sohn bezieht, von ihrem Zorn ab; Hartmuth, der freudig die ersehnte Mär vernimmt, eilt liebeentglüht zur endlich Bekehrten, die indessen seine Liebkosungen, als einer armen Wäscherin gegenüber unstatthaft, zurückweis't und ihn solche auf die Zeit zu verschieben bittet, wo sie ihm ebenbürtig, vor seinen Recken die Krone trage. Der beglückte Bräutigam erklärt sich bereit, diesen wie jeden Wunsch der Braut zu erfüllen. Demnach werden Gudrun und die dreiundsechzig geraubten Jungfrauen gebadet und mit herrlichen Gewanden geschmückt, in den Saal geführt, wo man ihnen Wein und Meth kredenzt, und Ortrun schön geschmückt sich naht, um die künftige Schwägerin mit einem Kusse zu begrüßen. Beiden leuchtet vor Freude des Antlitzes Farbe wie rothes Gold, der einen schafft es Wonne, die edle Wäscherin in so herrlichem Kleide zu sehen, die Brust der anderen durchglüht die Hoffnung auf die baldige Befreiung. Gudrun beutet ihre durch die Noth gebotene List jetzt noch weiter aus, sie veranlaßt Hartmuth zur bevorstehenden Verlobung seine besten Freunde zu beschicken; so werden mehr als hundert edle Ritter ausgesandt, die Hegelingen haben morgen desto minder der Feinde. Die geraubten Maide lassen sich wohl die schönen Kleider, Speise und Trank gefallen, haben aber Herzeleid, daß sie jetzt für immer bei den Normannen bleiben sollen; sie können sich des Weinens nicht enthalten, während Gudrun der Freude ihres Herzens durch lautes Lachen, das fast die höfische Sitte verletzt, Ausdruck giebt. Dies Lachen, das nach so langer Traurigkeit allerdings auffallen muß, erregt Gerlinde's Verdacht, den ihr Hartmuth vergebens auszureden sucht. Gudrun sieht ein, wie dringend nothwendig es sei, ihr Herz zu bemeistern; sie nimmt sich daher zusammen, so schwer ihr auch die Verstellung wird; erst als sie sich nicht mehr beobachtet weiß, die Thür der Kemenate durch vier Riegel verschlossen ist, theilt sie ihrem Ingesinde den Grund ihres Lachens, die frohe Kunde von der Ankunft des Befreiungsheeres mit und verspricht derjenigen reichen Lohn, die ihr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zuerst das Grauen des Tages verkünden würde. So aufgeklärt schlafen die Jungfrauen wohlgemuth ein. Eben ist der lichte Morgenstern aufgegangen, als ein Mädchen aus Gudrun's Schaar ans Fenster tritt und bei des Tages erstem Dämmerschein in der Ferne Helme leuchten sieht und viel der lichten Schilde. Freudig weckt sie ihre Herrin und sagt ihr die frohe Mär; eilig springt Gudrun aus dem Bette, eilt an's Fenster, dankt der Maid und richtet, von ihrer Herzensschwere befreit, ihre Augen nach den Freunden. Dann aber überfällt sie der traurige Gedanke, daß um ihretwillen heut wohl mancher fallen werde; sie wünscht sich nie geboren, da auch ihre Freude nicht ungetrübt sei. Unterdessen hat auch der Wächter auf der Zinne die Ankunft der Feinde bemerkt und verkündet. Hartmuth verwirft seiner Mutter Rath, die es auf eine Belagerung ankommen lassen will, und zieht mit seinen Recken, entschlossen zu siegen oder zu sterben, aus der Burg. Der heiße Entscheidungskampf beginnt; unter den Augen von Gudrun und den Frauen, die auf der Zinne stehen, verdoppelt sich der Muth der hegelingischen Ritter. Herwig erschlägt den König Ludwig; Mann und Weib, die es sehen, weinen, Gudrun und die Geraubten stehen in Angst und Zagen, was ihnen jetzt werden möge. Gerlinde schreit laut über des Gatten Tod und bietet dem viel Gold, der zur Vergeltung dafür Gudrun und ihr Ingesinde erschlage. Es findet sich auch ein Bube hierzu bereit; wie er mit dem blanken Schwerte naht, vergißt Gudrun der höfischen Sitte und kreischt laut auf; ebenso die andern Frauen. Dies Geschrei vernimmt Hartmuth, der in der Nähe des Thores kämpft, blickt hin, sieht die Gefahr Gudruns und bedroht den feigen Schurken und all die Seinigen mit dem Galgen. Jener springt erschreckt zurück. Gudrun ist gerettet; doch während der Edle die Gottverlaßne vom grimmen Tod befreit, geräth er selbst in große Noth durch Wate. Wie die Schwester den Bruder dem Unterliegen nahe sieht, bittet sie Gudrun händeringend, des Bruders Leben zu schützen und erinnert sie an die Freundschaft, die sie stets ihr, der Fremden, erwiesen. Dieser Erinnerung bedarf es nicht; „Wenn ich ein Recke wäre, so würde ich gern hinauseilen und dir den Bruder beschützen" antwortet die edle Tochter Hagens. Da die Schwester immer noch fleht und bittet, versucht sie vom Fenster aus, was ihr anfangs erfolglos schien, sich durch Winken bemerklich zu machen. Es gelingt; Herwig versucht den Kampf Wates und Hartmuths zu scheiden, was ihm Wate indessen wenig Dank weiß; als Herwig Gewalt gebrauchen will, haut ihn Wate mit einem grimmen Schlag zu Boden und nimmt Hartmuth gefangen. Wate dringt jetzt in die Burg und richtet hier ein fürchterliches Blutbad an; nicht das Kind in der Wiege schont er. Ortrun sucht und findet mit ihrem Ingesinde Schutz bei Gudrun, der es hohe Freude bereitet, sich dankbar erweisen zu können. Ihrer Todfeindin Gerlinde, die sich ihr zu Füßen wirft, Schutz zuzusichern, widersteht dem Rechtsgefühl der Königstochter; Hergard gegenüber, einer der Geraubten, die uneingedenk der Heimat mit dem Schenken Liebe gepflogen hat, um Herzogin zu werden, läßt sie in sofern Gnade für Recht ergehen, als sie ihr, nachdem sie ihr in sittlicher Entrüstung ihr Unrecht vorgehalten, doch gestattet, unter ihre Frauen zu treten, um so möglicher Weise dem Tode zu entgehen. Jetzt naht der grimme Wate, über und über mit Blut bespritzt; seine knirschenden Zähne, seine bohrenden Augen, sein ellenlanger Bart flößen selbst Gudrun Schrecken ein; doch ermannt sie sich und tritt vor ihn hin ganz allein, die reine Tochter Hildes, um ihn den Regeln höfischer Sitte gemäß willkommen zu heißen, gern sähe sie ihn, wenn hier in der Feste nicht so Manchem Leid von ihm geschähe. Auf seine Frage, wer die Frauen in ihrer Nähe seien, nennt sie Ortrun und bittet zugleich um Schutz für sie und ihr Gesinde; die übrigen bezeichnet sie als die mit ihr geraubten Frauen. Ueber ihre Quälerin schweigt sie; ja ihr Edelmuth geht so weit, daß sie ausdrücklich nach Gerlinde gefragt, deren Gegenwart leugnet; sie entschließt sich zu einer Lüge, um das Leben ihrer Feindin zu retten. Selbst das Donnerwort Wate's: „Zeigt ihr mir nicht die Rechten, so tödt' ich alle, Feind und Freund," schüchtert sie nicht ein. Eines der schönen Mädchen, das weniger edel für ihr eigenes Leben fürchtet, winkt nun mit den Augen auf Gerlinde, die der Wüthende sogleich ergreift, vor die Saalthür schleppt und unter entsetzlichem Hohn enthauptet. Alle Frauen, von Entsetzen ergriffen, kreischen laut auf; da kommt der Fürchterliche schon zurück und fragt nach den Verwandten der Getödteten. Unter Thränen bittet ihn Gudrun um Schutz für Ortrun und ihr Ingesinde. Der alte Wate befriedet sie und fragt mit feindseligem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Blicke nach der jungen Hergard. Keine zeigt sie ihm; doch er kennt sie noch von früher und tritt auf sie zu. Trotz der vereinten Bitten aller Maide schlägt er ihr mit den Worten: „Ich bin hier Zuchtmeister, so muß man Frauen ziehen", das Haupt herunter. Damit hat das Morden ein Ende; es folgt nun ein frohes Wiedersehen der lang Geschiedenen. Nach sechs Wochen landen die Hegelingen mit reicher Beute in der Heimath. Hartmuth und Ortrun nebst fünfhundert Mannen als Geißeln sind mitgeführt worden. Die Königin eilt den Ersehnten entgegen. Die Freude, mit der Mutter und Tochter sich küssen, würde alles Gold der Welt nicht aufwiegen. Herwig führt Ortrun; Gudrun fordert die Mutter auf, auch diese zu küssen; Hilde meint, sie und alle Gefangenen verdienten den Tod; als aber Gudrun unter Thränen zu flehen beginnt, erfüllt sie die Bitte der Tochter und verspricht Ortrun Dankbarkeit und Liebe. Dann kommt Hildburg an die Reihe zum Begrüßungskuß. „Was könnte besser sein," bemerkt Gudrun, „als stete Freundestreue! Wer ein Reich Goldes und edler Steine besäße, gäbe das billig an Hildburg allein". Auch bringt es Gudrun dahin, daß ihre Mutter Hartmuth aus seinen Ketten erlöst. „Niemand," giebt die Tochter zu bedenken, „soll mit Bösem frembem Hasse lohnen". Hilde richtet Gudrun und Herwig eine glänzende Hochzeit aus. Ehe die edle Königstochter mit ihrem hohen Gemahl nach Seeland zieht, beschließt sie, durch Verschwägerung der bisher feindlichen Fürstengeschlechter einen dauernden Frieden zu stiften und das Glück derer, die ihr am Herzen liegen, nach besten Kräften zu fördern. Sie hat Ortrun ihrem Bruder Ortwein zugedacht; aus voller Ueberzeugung kann sie dieselbe empfehlen. Als Ortwein erwiedert, es würde ihr Seufzen bringen, wenn sie des erschlagenen Vaters gedächte, räth sie ihm, sich so um sie verdient zu machen, daß sie nie Grund zum Seufzen habe; er selbst könne nie einen leiden Tag bei ihr gewinnen. Das bestimmt ihn. Hartmuth hat ein so großes Vertrauen zu Gudrun, daß er in allem gern ihren Rath annimmt, es sei denn, daß es ihm Unehre bringe. Gegen Hildburg, die Gudrun ihm vorschlägt, hat er nichts, da er von der Wahl Ortweins hört. Die Verlobung Siegfrieds mit Herwigs Schwester macht die Sühne völlig; die Feindschaft ist geschlichtet. Nie stiftete ein Weib größere Sühne.

Fast männlich in urwüchsiger Kraft und Heldenkühnheit erscheinen die Frauengestalten *altnordischer* Dichtung, vor allen die zwei großartigen Weiber, die in das Schicksal Sigurd's, des glänzendsten Helden nordischer Sage, verhängnißvoll eingreifen. Von der einen, auch einer *Gudrun*, aber anderen Schlags, singt der Dichter am Schlusse des Atliliedes:

Selig heißt seitdem, dem solch eine kühne Tochter gegönnt ist.

Nicht allein darin besteht die gepriesene Kühnheit, daß sie an der Seite ihrer Brüder mannhaft ficht und zwei Helden erschlägt; als ihre herrlichste That wird die Rache gerühmt, die sie für den Tod der Brüder am eignen (freilich ihr aufgedrungenen) Gemahl nimmt. Ihre zwei Kinder, des Vaters Lieblinge, zu tödten gewinnt sie über sich; noch mehr: mit grausigem Hohn kann sie dem Gatten zurufen:

Hier stehn ihre Schädel als Becherschalen,
Im Becher bracht' ich dir das Blut, das rothe.

An den Spieß gesteckt schmorten ihre Herzen,
Ich gab sie dir zu kosten für Kälberherzen.

Noch nicht genug; nicht eher glaubt sie der Blutrache völlig genügt zu haben, bis sie den Gatten erschlagen und die Brandfackel in den Palast geschleudert hat; herrlich hat sie so der Brüder Tod gesühnt, aber ihre Familie ist todt, das Gesinde verbrannt, ihr Schloß rauchende Trümmer; ans Leben bindet sie nichts mehr; so sucht sie den Tod in den Wellen. Fast noch gewaltiger, noch entsetzlicher steht die erste Geliebte Sigurd's, die Walkyre *Brynhild*, da, mordend, wo sie liebt, noch liebend, wo sie gemordet. Sigurd wird auf ihr Gebot erschlagen; kaum aber ist ihre Rache gekühlt, so erwacht die alte Liebesgluth mit solcher Allgewalt, daß sie, um wenigstens im Tode mit dem Geliebten vereint zu sein, sich das Schwert durch den Goldpanzer ins Herz stößt. Todtwund höhnt sie Gudrun, die im ungeheuren Schmerz thränenlos über Sigurd's Leiche liegt, es fehle ihr an Liebe und Muth dem Gatten zu folgen, und fleht die Umstehenden an, sie auf den flammenden Holzstoß neben dem einzig Geliebten zu betten. — Auf das Wunderbarste gepaart aber finden wir männliche Kraft und weibliche Zartheit in *Sigrun*, der Braut und Gattin Helgi's, eines Helden, dem Odhin anbietet, die Herrschaft mit ihm zu theilen, als er Wallhall betritt. Wie Brynhild Walkyre d. h. wegen ihres kriegerischen Muthes und ihrer Wehrhaftigkeit in den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stand der eigentlichen Schildmägde aufgenommen, wie diese mit der Wunderkraft begabt, auf Wolkenrossen reitend oder zum Schwan verwandelt die Helden zu wählen, welche fallen sollen, hat sie schon lange unsichtbar im Sturm der Schlacht und der See schützend über dem Haupte ihres Lieblings geschwebt, der über andere Helden ragt, wie die Esche über Dornen. Von ihrem Vater, dem König Högni, angesichts des Heeres einem befreundeten Helden verlobt, beschließt sie dem Zuge ihres Herzens zu folgen und lieber ihre Familie als ihren Geliebten aufzugeben. Sie begiebt sich zu Helgi und erklärt ihm ihre Liebe, die dieser sofort erwiedert, als er hört, wie edlen Stammes sie sei, und wie lange sie ihn schon im Herzen gehegt habe. Der Rachezug des erzürnten Vaters läßt nicht lange auf sich warten. Für seine Liebe zu Kampf und Tod entschlossen, stürmt Helgi in die Schlacht; am Schluß des blutigen Straußes muß er der Geliebten von seiner Hand erschlagen die Leichen des Vaters und zweier Brüder zeigen. Auf seine wehmüthige Bemerkung:

„Du gewannst nicht beim Siegen: es war dein Schicksal
Durch Blut zu erlangen den Liebeswunsch"

erwiedert sie unter Thränen:

„Beleben möcht ich, die Leichen sind,
Aber zugleich im Arm dir ruhn."

Die blutbesiegelte Ehe dauert nur kurze Zeit; Helgi fällt durch einen Bruder Sigrun's, der für Vater und Brüder Blutrache übt, dafür aber den grausigen Verwünschungen der runenkundigen[1]) Schwester nicht entgeht, obwohl er ihr die Hälfte des Reichs zur Sühne bietet. Die Wittwe weint grimme Thränen, die blutig auf die eiskalte Brust des Todten fallen; im wüthenden Schmerze wünscht sie nicht mehr zu leben, es sei denn, daß das Grab des Geliebten sich öffne, das Streitroß den Todten herbeitrage. Dieser Wunsch hat magische Gewalt, zieht die Seele aus Wallhalls seligen Räumen in die kalte, blutberonnene Leiche. Als Sigrun nach Sonnenuntergang dem Grabhügel naht, reitet ihr der Ersehnte auf fahlem Rosse entgegen, blutig, ganz mit Grabesthau übergossen. Die Gattin eilt zum Willkommskusse auf ihn zu und empfängt ihn mit den Worten:

„Nun bin ich froh dich wieder zu finden
Wie die aasgierigen Habichte Odhins,
Wenn sie Leichen wittern und warmes Blut."

Bis der Morgen sich röthet, ruhen die Liebenden zusammen im Grabeshügel; ehe der Hahn kräht in Wallhall, muß ihn das Zauberroß zurück zu Odhins Schwelle getragen haben. Wie Sigrun den zweiten Abend vergebens geharrt, beschließt sie sich den Tod zu geben; nur für eine Nacht war die Rückkehr gegönnt, folgert sie; sonst wäre er wiedergekommen.

Wir wenden uns zu der einzigen eingehend behandelten Frauengestalt des spanischen Epos. Der junge Don Rodrigo hat den Vater Ximene's, einen Grafen Lozano, im Zweikampf erschlagen, den die verletzte Ehre seines alten Vaters Don Lainez gebot; die verwais'te Tochter wendet sich an den König und verlangt mit der ganzen Leidenschaft einer zürnenden Spanierin Sühne oder den Tod von eben der Hand, die ihr den Vater erschlagen. Der König findet einen ganz eigenthümlichen Ausweg, er verspricht ihr den jungen Helden — zum Gemahl. Donna Ximena erklärt sich mit dieser Sühne vollkommen zufrieden und gelobt alles vergeben zu wollen, weil die Versöhnung Gottes Wille sei, Rodrigo giebt dem Könige seine Zustimmung mit den Worten: „In diesem wie in Allem thue ich, was euer Wille fordert". Diese seltsam geschlossene Verbindung entwickelt sich zu einer Musterehe, deren nie getrübte Harmonie auf die Gleichartigkeit beider Naturen zurückzuführen ist. Das lebhafte Gefühl für Ehre und Schande, das sie zusammengeführt, schließt sie so enge zusammen, daß eine Differenz der Ansichten in allem, wo Bravheit und Adel der Gesinnung in Frage kommt, kaum denkbar ist; wo es im einzelnen Falle zweifelhaft bleibt, was die Gesetze der Ehre vorschreiben, ordnet sich die Gattin freudig dem Gatten unter, dem

[1]) Brynhild und Gudrun ebenfalls runenkundig; erstere, wohl als Walkyre, auch weissagend.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie so ergeben ist wie dieser dem König, während wiederum der Gatte die Gattin nicht minder ehrt, als den König. Daher die gleiche sittliche Empörung, das gleiche brennende Gefühl der Schmach, das gleiche heiße Verlangen nach Rache, als sie, deren einziges Dichten und Trachten es gewesen, den glänzenden Ehrenschild rein von jedem Makel zu bewahren, es vernehmen müssen, daß die Ehre der Töchter durch nichtswürdige Buben gebrandmarkt sei, der Töchter, die nach des Vaters Ausspruch niedrig zu denken unfähig sind; denn solcher edlen Mutter Beispiel habe sie Tugend und Adel unfehlbar lehren müssen. Als die verletzte Ehre durch die Bestrafung der niedrigen Verräther hergestellt ist, flammt das Herz des Elternpaars und der Töchter hoch auf vor Wonne; sie danken Gott für seine Gnade und geben ihrer Freude eine volle Woche lang durch glänzende Feste Ausdruck. Gern und mit dem festen Vorsatze Folge zu leisten hört die Gattin die Regeln an, die ihr der Hausherr bei einem Abschied auf längere Zeit in Betreff der würdigen Führung des Haushalts und der Erziehung der Kinder besonders einprägen zu müssen für seine Pflicht hält. Neben dieser Harmonie in Grundsätzen und Ansichten wird die Ehe durch eine rührende Zärtlichkeit beider Ehegatten charakterisirt. Wie der Cid beim Aufbruch zur Schlacht Ximena vom hohen Söller winken sieht, schwingt er muthentflammt den nie entweihten Degen Tizona und sprengt auf dem treuen Streitroß Babieca siegesgewiß dahin; mitten im Getümmel der Schlacht, während er die Mohrenköpfe dutzendweis herniedersäbelt, hat er die Dame seines Herzens vor Augen, in der Einsamkeit der Verbannung umschwebt ihn das Bild des treuen Weibes, das wie ein Turteltäubchen trauernd in der Fremde weilet. Er schäumt vor Wuth, als ein übermüthiger Mohr die Auserwählte durch leichtfertige Worte zu beschimpfen wagt, schickt der Einsamen Spielleute, um sie zu zerstreuen; in gerechtem Stolz zeigt er den Gesandten des Mohrenkönigs seine Gemahlin und die edlen Töchter Donna Elvira und Donna Sol; nach der Einnahme von Valencia ist sein erster Gedanke, die Gattin holen zu lassen, daß sie sich seines Ruhmes freue; den Namen Ximena auf den Lippen, haucht er seine Heldenseele aus.

Ximena giebt ihrer rührenden Sehnsucht nach dem Manne ihres Herzens durch einen naiven Brief an den König Ausdruck, worin sie letzterem eine derbe Lection liest, daß er ihr ohne Berechtigung den Gatten so lange entziehe; überschüttet stets von Neuem den Geliebten mit zärtlichen Vorwürfen, wenn er in den Krieg zieht, schilt ihn dann treulos und wortbrüchig, aber nicht ohne hinzuzufügen, es sei ihr Ernst nicht, denn Ximena könne Rodrigo weder in Worten noch in Thaten je beleidigen. In Glück und Noth während eines langen, ereignißvollen Lebens beglückt sie den Gatten durch die zärtlichste, sich stets gleichbleibende Liebe; durch ihre Fassung erleichtert sie ihm den Tod, der ihn in ihren treuen Armen dahinrafft. Mit den Worten:

Weh! tiefbittre Einsamkeit!
Soll ich dich ertragen lernen!
Ist's gerecht denn, daß der Himmel
Mich verdammt allein zu stehn!

sinkt sie gebrochen über die theure Leiche, gewinnt aber doch soviel Kraft wieder, für die pünctliche Erfüllung des Testament's, ihre letzte Pflicht als Gattin, Sorge zu tragen.

Weder den Serben noch den Finnen ist es gelungen, ihre Ansichten und Wünsche in Bezug auf das weibliche Geschlecht zu Idealfiguren zu verkörpern; wir sind in ihrer Epik auf einzelne Notizen angewiesen, die indessen kaum genügen, uns eine klare Anschauung von den sittlichen Forderungen zu geben, die die betreffenden Völker an die Frau stellen. In den serbischen Liedern tritt als besonders charakteristisch ein inniges Verhältniß zwischen Bruder und Schwester hervor; auch die Mutterliebe finden wir in rührenden Zügen geschildert, die Ehe dagegen ist mehr äußerlich ohne einen idealisirenden Hauch gefaßt. Im unbedingten Gehorsam ohne jede Widerrede bethätigt übrigens nach der Meinung des Serben das Weib überhaupt am besten ihre Liebe, diesen verlangt der Bruder von der Schwester, der Eheherr von der Gattin. Sanfte Einwendungen gegen einen Befehl werden einfach ignorirt, Widersetzlichkeit sofort auf das Grausamste geahndet. So wird es als etwas ganz Unerhörtes hingestellt, daß Rossanda, die durch ihre wunderbare Schönheit übermüthig geworden ist, dem Bruder den Gehorsam weigert; der ebenso übermenschlich tapfre, wie unmenschlich rohe Nationalheld Marko meint, wenn sie seine Schwester wäre, so würde er ihr beide Hände abhauen und die Augen ausreißen. Als eben dies Mädchen die Werbung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des erwähnten Helden unter höhnenden Bemerkungen verschmäht, wird letzterer so aufgebracht, daß er die Ausführung des dem Bruder freundschaftlichst gerathenen Verfahrens selbst übernimmt und ihr die ausgestochenen Augen in ein Tuch gewickelt mit den Worten zuwirft: „So! jetzt wähle einen Freier". In einem andern Liede erklärt eine Schwester ihrem Bruder, sie werde, wie er auch über ihre Hand verfüge, ihm selbstverständlich gehorchen; eine andere macht Einwände, ohne an eine ernstliche Weigerung irgendwie zu denken; einer dritten bricht das Herz, als sie den plötzlichen Tod ihrer acht Brüder vernimmt. Eine solche der eignen Selbstständigkeit völlig entsagenden Liebe erwiedert denn auch der Bruder mit entsprechender Zärtlichkeit. Zwei Brüder lieben eine Schwester, daß die Gattin eines derselben eifersüchtig wird und den Gegenstand ihres Neides zu vernichten beschließt; ein Bruder kommt aus dem Grabe, um der Schwester Wort zu halten; als ein nicht ebenbürtiger Freier sich um eine vornehme Dame bewirbt, schicken die Brüder sich an, den Betreffenden auf der Stelle niederzuhauen. Dieses enge Verhältniß zwischen Bruder und Schwester ins Auge gefaßt, werden wir es weniger befremdend finden, wenn in einem Gedicht ein Räuberhauptmann allen Ernstes seiner Mutter Vorwürfe macht, daß er keine Schwester besitze, daß Schwester ein Kosewort ist, mit dem z. B. Marko ein wildfremdes Türkenmädchen begrüßt, und daß im serbischen Hochzeitliede das aus dem Elternhause scheidende Mädchen es als besonders bitter hervorhebt, den eignen Bruder vergessen und einen Fremden Bruder nennen zu müssen. — In Betreff der Stellung der Ehefrau wird zwar einmal mit besonderer Genugthuung bemerkt, daß die Gattinnen in Serbien edle Hausfrauen, in der Türkei Sclavinnen seien, indessen dürfte dieser Unterschied doch ziemlich illusorisch genannt werden müssen, wenn eine Unterlassungssünde, die darin besteht, daß eine Ehefrau aus Scham den verwundeten Gemahl nicht im Kriegslager besucht, für den Mann ein hinreichendes Motiv zur Verstoßung der Gattin abgiebt, obgleich sie ihm fünf Kinder geboren, wenn eine andere dem heimkehrenden Gatten demüthig den Saum des Gewandes und die Hand küßt, ihm die Waffen losgürtet und höchst genügsam diese, nicht den Mann zärtlich ans Herz drückt, wenn die Zarin den Zar Lasar mit den Worten anredet:

„Nicht will's ziemen mir, dich anzuschauen, — Minder ziemen mir, dich anzureden",

wenn noch eine andere sich wundert, von ihrem Eheherrn um Rath gefragt zu werden, da doch sonst das Sprichwort gelte „die Frauen hätten lange Haare aber kurzen Sinn", wenn endlich ein Woiwode, der sich mit seinem Bruder wegen einer Kleinigkeit in Erbschaftsangelegenheiten überworfen hat, der Gattin, ehe er auf die Jagd reitet, ohne sich weiter zu erklären, zuruft:

„Angelia! meine treue Gattin! — Aber willst Du ihn mir nicht vergiften:
Tödte mir mit Gift den Bruder Bogdan! — Harre meiner nicht im weißen Hofe".

Die Gattin beschämt den Gatten, indem sie einen Ausweg findet, der ihrem Scharfsinn und ihrem guten Herzen alle Ehre macht; dieselbe Anerkennung verdient das durchaus edle Benehmen der betrogenen Dogentochter und das ehrenwerthe der Braut Marko's. Wie gering man im Allgemeinen die Liebe und Opferfähigkeit der Gattin anschlägt, erhellt aus dem Liede vom schwerverwundeten Helden, für dessen Heilung die Wila einen hohen Preis, die rechte Hand der Mutter, seiner Schwester Haar, seines Weibes Perlenhalsband fordert; freudig bringen die beiden ersten das gewünschte Opfer, aber die Gattin sagt nein; ihr Herz (oder das entsprechende Surrogat dafür) hängt mehr am Schmuck als am Gatten. Die zärtlichste Mutterliebe athmet auch das durch die Göthesche Uebertragung bekannte Gedicht, das in ästhetischer Hinsicht zu den bedeutendsten gehört: die verstoßene Frau kann von dem Säugling in der Wiege nur durch Gewaltanwendung getrennt werden; ihr bricht das Herz, als sie ihre Kinder vor sich fliehen sieht. Nicht minder rührend ist es, wenn eine junge Mutter, die eines crassen Aberglaubens willen lebendig eingemauert werden soll, den Baumeister bittet ein Fensterlein für ihre Brust zu lassen, damit sie ihren Säugling noch nähren könne, so lange sie lebe. Den Räuberhauptmann, dessen wir bereits oben gedachten, ergreift nach dreijähriger Abwesenheit und preiswürdiger Activität in seinem Fache eine derartige Sehnsucht nach seiner Mutter, daß er von seiner Bande seine Entlassung fordert; ein Todtkranker wünscht seine Mutter noch einmal zu sehn, während ihm seine durch Frömmigkeit bekannte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gattin auch in diesem Augenblicke völlig gleichgültig, ja widerwärtig ist: „Meine Gattin! möge Gott sie strafen! Oft hat sie mich betrübt und dafür gequält, daß ich — andre Weiber liebte". Marko endlich richtet sich wenigstens zuweilen nach den frommen Ermahnungen, die ihm seine alte Mutter mit auf den Weg giebt. Hiemit stimmt das Hochzeitlied, das die lebenslängliche Trauer der Mutter um die aus dem Hause scheidende Tochter in Aussicht stellt, während die andern Familienmitglieder sie über kurz oder lang vergessen haben werden.

Seufzt so lang sie lebt die Mutter, Mond um Mond und Jahr um Jahr.

Alle Ansprüche, die der Finne an eine Hausfrau macht, finden wir mit der minutösesten Ausführlichkeit und einer beispiellosen Naivetät receptähnlich in der Unterweisung zusammengestellt, welche der vielumworbenen Jungfrau ertheilt wird, die als Braut von dem Wunderschmied Ilmarinen heimgeführt wird. Sogar die Schwiegermutter giebt dem Sohn ihre Zufriedenheit mit seiner Wahl zu erkennen:

„Nimmer hättest Du aus Deutschland, Eine Jungfrau solcher Schönheit,
Hätt'st aus Esthland nie erhalten Eine Ente solcher Anmuth."

Zunächst setzt die Braut mit der größten Redseligkeit ihr bisheriges Leben und Treiben im elterlichen Hause, die Gründe ihrer augenblicklichen Mißstimmung und alle Befürchtungen, die sie von der Zukunft hegt, auseinander. Wir erfahren, daß die Jungfrau, trotz der liebevollsten Behandlung seitens der Eltern und Geschwister —

„Warst ein Blümlein in dem Hause, Sonnenschein nannt' dich die Mutter,
Eine Freud' im Hof' des Vaters, Wasserschimmer dich der Bruder,
Seinen Mond nannt' dich der Vater, Blaues Tuch nannt' dich die Schwester"

trotz des Ueberflusses im elterlichen Hause —

„Stiegst in Butter aus dem Bette, Von der Streu zu frischer Butter,
In die Milch du von dem Schlafe, Konntest du nicht Butter essen,
Von dem Lager du in Weizen, Schnittst vom Schweinefleisch du Scheiben,"

trotz der Sorglosigkeit des fröhlichen Mädchenherzens —

„Warest niemals, Kind, in Sorgen, Allen Kummer Sumpfesfichten
Hattest niemals viel zu denken, Und der Birke auf dem Sande,
Ließ'st den Tannen alle Sorgen, Flattert'st selber gleich dem Blättlein,
Die Gedanken den Staketen, Gleich dem muntern Schmetterlinge,"

und wie sie selber bemerkt:

„Lärmte auf dem Sand des Ufers, Trällerte auf jedem Hügel,
Wiegte mich auf Blumenhügeln, Spielte froh in jedem Wäldchen,
Sang beständig in den Thälern, Freute mich in allen Hainen"

— doch stets vom Gefühl der Abhängigkeit gequält worden sei und gleich dem guten Jahre, gleich des schönen Sommers Ankunft die Zeit herbeigesehnt habe, wo sie zu dem Manne ziehen würde, um einem eigenen Haushalt vorzustehen. Stets hätte sie sich gesagt:

„Bist als Jungfrau keine Jungfrau Dann erst bist du eine Jungfrau
In dem Schutz der eig'nen Alten, Wenn du zu dem Manne ziehest,
Auf der Flur des eignen Vaters, Bist dann größer an dem Kopfe,
In dem Haus der alten Mutter; Bist dann höher an den Ohren".

Es sind denn auch Freier erschienen; denn eine heirathsfähige Tochter im Hause ist ja schwer zu verbergen; ein Pferd ist gar leicht zu bergen, in dem Haus das Schöngeschweifte, aber eine Jungfrau nicht.

„Baue du ein Schloß von Steinen Und erziehe dort dein Hühnchen,
In der Mitte selbst des Meeres, Nicht verborgen bleibt das Mädchen,
Halte dort dein liebes Mädchen, Wächst auch so nicht in die Höhe,
Daß sie ohne Freier bliebe".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Umworbene hat aber nicht etwa den ersten besten gewählt; sie ist ihrem Herzen gefolgt: sie hat einen reichen Alten abgewiesen und dem armen Jüngling die Hand gereicht. Nun aber die heiß ersehnte Zeit da sei, nun sie das väterliche Haus verlassen und dem erwählten Manne folgen solle, sei ihr der Sinn wie umgewandelt; Sorgen, schwarz wie Kohlen, Sorgen von der schwärzesten Farbe bedrängten ihr Herz, sie sei so traurig wie die Wasserente, die sich im Eiswasser schüttle, sie möchte weinen, daß die Stube flösse, daß die Bretter überflutheten. Es sei ihr, als müsse sie hinaus in den öden Arm der Herbstnacht, wie eine Knechtschaft erscheine ihr die Ehe, die Frau werde vom Manne gehalten, wie in Rußland der Gefangene, nur daß ihr die Wächter fehlten. Am besten wäre es — zu sterben oder gar nicht geboren zu sein.

„Hätt'st du lieber, arme Mutter,
Theure, die du mich gesäuget,
Einen Holzklotz eingewickelt,
Einen kleinen Stein gewaschen,
Statt zu waschen deine Tochter,
Statt zu wickeln deine Theure
Zu der Sorgen großer Fülle,
Zu der bitt'ren Herzensstimmung!"

Sie faßt sich etwas, als sie ernstlich ermahnt wird, die Sorgen den Pferden zu überlassen, den Kummer etwa dem schwarzen Wallach; die hätten bess're Köpfe und härtere Knochen dazu; der Ehestand sei freilich ein Wehestand, habe aber doch auch seine guten Seiten. Nun folgen die erprobten Rathschläge einer Freundin, das unfehlbare Recept zum ehelichen Glück. Arbeitsamkeit, Unterwürfigkeit und gute Laune sind die drei Hauptingredientien; auf drei Dinge müsse von vornherein Verzicht geleistet werden: auf das Träumen bei Tage, auf die freundlichen Worte der Mutter und auf das Essen frischer Butter. Sämmtliche Pflichten der Hausfrau werden nun mit allen Details aufgezählt, und überall die gewissenhafte Erfüllung der vielfachen Obliegenheiten eindringlich ans Herz gelegt. Diese Pflichten umfassen so ziemlich alles, was überhaupt in einem Bauernhaushalt zu besorgen ist, selbst das Dreschen und Bierbrauen ist einbegriffen. Die Mustergattin muß Ohren wie die Mäuse, rasche Füße wie die Hasen besitzen. Sie hat beim zweiten Hahnenschrei aufzustehn; kräht der Hahn nicht, so hat sie sich nach dem Stande des Mondes oder des großen Bären zu richten. Nachdem Feuer angeblasen ist, natürlich ohne Asche zu verstreuen, eventuell der schlafende Gatte sanft geweckt und freundlich um sein Feuerzeug ersucht ist, folgt die Fütterung des bedeutenden Viehstandes, wobei keineswegs die etwa im Wege liegenden Ferkel mit Fußtritten zu traktiren sind. Dann heißt's rasch, wie der Schnee vom Himmel tanzt, aus dem Stalle ins Haus zurück:

„Drinnen weinet schon ein Kindlein,
Wimmert dorten in dem Bette,
Sprechen kann ja nicht das Arme,
Sagen nicht das Sprachberaubte,
Ob es frieret, ob es hungert,
Ob ihm etwas zugestoßen,
Ehe die Bekannte kommet,
Eh' der Mutter Stimme hörbar."

Es folgt die gründliche Reinigung, zunächst der Tische, wobei beispielsweise nicht etwa die Füße zu übersehen sind, der ganzen Stube u. s. w., dabei darf aber die Sauberkeit und Nettigkeit des Anzuges nicht vernachlässigt werden; sehr murren würde der Eheherr, wenn die holde Ente etwa barfuß die Arbeit verrichten wollte. Bis in die geringfügigsten Details werden hierauf alle andern Obliegenheiten: Mahlen des Korns, Brodbacken, Wasser- und Holzholen, Aufwaschen der Geschirre, Anwärmen des Badewassers, Spinnen, Weben, Anfertigen der Kleider, Bierbrauen, Dreschen und Mähen geschildert, und die geringste Nachlässigkeit als unverzeihlich hingestellt. Dabei ist die echte Gattin stets frohen Muthes und willig, freundlich und zuvorkommend, namentlich gegen Schwiegervater und Schwiegermutter, selbst wenn jener ein Wolf, diese eine Bärin sein sollte; kommt ein Gast, so hat sie ihn erst mit Worten, dann mit Speise zu sättigen, die eine umsichtige Gattin immer vorräthig hat. Geht sie einmal ins Dorf, so hat sie nur kluge Reden zu führen, aufs Strengste verpönt wird es, das eigne Haus zu tadeln oder sich etwa über die Schwiegermutter zu beklagen. Die Gattin darf sich eigentlich nie ärgern, keinenfalls aber den Aerger äußern, etwa durch Seufzen oder heftiges Werfen der Holzscheite; holt sie Wasser, so sei sie wie der Wind zurück, damit die Schwiegermutter nicht etwa denke:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Daß ihr Bild sie angeschauet, Ihre Frische in dem Wasser,
Daß sie selbst sich angestaunet, Ihre Schönheit in dem Brunnen."

Bei pünctlicher Erfüllung aller Pflichten ist die Stellung der Hausfrau eine beneidenswerthe: sie führt die Schlüssel zu Haus und Hof, der Gatte vertraut ihr alles an; sie ist „bei Weitem angesehener als eine bezahlte Magd"; läßt die Hausfrau dagegen zu wünschen übrig, so hat der Hausherr das Recht und die Pflicht, andere Maßregeln zu ergreifen; ein Jahr möge er es mit Worten versuchen; das zweite drohe er mit den Augen; im dritten stampfe er mit dem Fuße auf, drohe ihr höchstens mit einer Binsenruthe; hilft alles nichts, so unterweise er sie mit dem Birkenzweige, aber immer innerhalb des Hauses, um öffentlichen Scandal zu vermeiden, schlage auch nie die Augen oder die Ohren.

Wir schließen die Uebersicht mit der indischen Epik, die uns in der größesten und berühmtesten Episode des Mahabharata ein durch die sorgfältigste und liebevollste Ausführung ausgezeichnetes Idealbild der Gattin bietet.

Damajanti, die jugendliche Tochter des Königs Bhimas, hört den Nalas als den schönsten Mann der Welt, als den verkörperten Liebesgott, preisen; dieser jene als die Perle aller Frauen. Das stete Vernehmen des wechselseitigen Ruhmes entzündet in beiden den glühenden Wunsch, sich zu besitzen. Eine wunderbare redebegabte Gans übernimmt die Vermittlerrolle; die Luftwanderin richtet die feurige Liebeserklärung des jungen Königs aus und bringt ihm die Nachricht von seiner sofortigen Erhörung zurück. Als der Gott-König Bhimas die in schmachtender Liebessehnsucht sich verzehrende Tochter wie eine Blume hinwelken sieht, beschließt er als kluger Vater sie zu vermählen; die Wahl des Gemahls überläßt er ihr. Unter den unzähligen Freiern, welche die allerorts verkündete Gattenwahl herbeizieht, befinden sich auch vier Götter; sie treffen unterwegs den Nalas, dessen Reisezweck der gleiche ist. Wegen seiner himmlischen Schönheit, seiner Frömmigkeit und Belesenheit in den heiligen Veden bestimmen ihn die Weltherrscher zu ihrem Freiwerber, eine Ehre, die Nalas natürlich nicht ausschlagen darf, obgleich es ihm schwer genug wird, seinem Lieblingswunsch zu entsagen. Er gelangt durch die Kraft der Götter unbemerkt durch die Wachen des Schlosses zu Damajanti, stellt sich vor und richtet den Auftrag der höchsten Herrschaften pflichtgetreu aus. Die Hochbegnadigte will indessen von der Werbung der Götter nichts wissen, sie erinnert Nal an ihre durch die geflügelte Liebesbotin überbrachte Erklärung und bietet ihm ihre Hand an:

„Doch wenn du mich, o Huldreicher, Ein Strick, Gift oder Feuer, Wasser,
Die Liebende, verschmähen wirst; Wird den Tod mir bereiten dann".

Der Freiwerber geräth in nicht geringe Verlegenheit; er setzt beredt die Herrlichkeit der göttlichen Bewerber und die geringe Bedeutung seiner Wenigkeit auseinander und räth ihr entschieden, das ihr gebotene Glück nicht zu verschmähen. Damajanti entgegnet unter Thränen, die Götter wolle sie anbeten, aber ihn heirathen. Für die Einrede Nals, er habe den Göttern sein Wort gegeben, er dürfe für sich nicht werben, findet die weibliche Gewandtheit sogleich einen Ausweg; sie werde vor den sämmtlichen versammelten Freiern ihn, den Mann-Löwen, zum Gatten wählen; dann sei er frei von jeder Schuld. Das leuchtet Nalas ein; er verabschiedet sich und stattet den von Liebe gequälten Göttern wahrheitsgetreuen Bericht ab, den er mit der Bemerkung schließt, er halte Damajanti wegen ihrer thörichten Wahl für völlig sinnlos. Die Götter, offenbar verstimmt, erwidern nichts, versuchen aber am Tage der Gattenwahl durch eine List ihren Wunsch zu erreichen. Jeder von ihnen erscheint an diesem Tage in Nals Gestalt, so daß die arme Königstocher völlig rathlos vor fünf durchaus gleichen Gestalten steht. Erst als sie mit gefalteten Händen anbetend, bei ihrer Herzensreinheit und ihrem Gelübde, nur Nalas huldigen zu wollen, die Himmlischen beschwört, die eigne schattenlose Gestalt anzunehmen, willfahren die Götter, durch ihre Unschuld, Einsicht und Liebe aufs Innigste gerührt, ihrem Flehen, segnen sogar in hoher Selbstlosigkeit nach vollzogener Wahl das junge Paar; unter anderm wird dem Bräutigam die Kraft verliehen, nach Belieben Wasser und Feuer hervorzuzaubern. Nal gelobt Treue und Liebe bis zum letzten Lebenshauch; der Vater vollbringt hocherfreut die feierliche Vermählung vor der heiligen Altarflamme. Nach zwölf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jahren ungetrübten Glückes gewinnt ein Dämon, Namens Kalis, der die Gattenwahl verpaßt und nur auf eine Gelegenheit gewartet hat, seinen Grimm darüber an Nalas auslassen zu können, Macht über den letzteren, weil dieser eine durch die Religion vorgeschriebene Waschung unterlassen hat. Der Dämon geht also in den guten König ein und treibt ihn zu einem wahnsinnigen Würfelspiel. Ohne sich an die ernsten Vorstellungen einer Bürgerdeputation oder an die Bitten der jammernden Gattin zu kehren, verspielt Nalas an seinen Bruder Haus und Hof, ja sein Königreich, überhaupt alles, was er besitzt, bis auf das einzige Gewand, das er auf dem Leibe hat. Erst als der Bruder ihm vorschlägt, nun noch um Damajanti zu spielen, kommt der Wahnsinnbethörte so weit zur Besinnung, daß er abbricht und von ungeheurem Schmerz zerrissen, aus der Stadt wandert. Die Gattin, die ihre zwei Kinder vorsorglich zu ihren Eltern geschickt hat, folgt, jeglichen Schmuckes baar, dem Gatten trauernd nach. Von scharfem Hunger geplagt, irrt das Ehepaar im Walde umher, mit Früchten und Wurzeln das Leben fristend; denn der neue Herrscher hat bei Todesstrafe verboten, dem Nalas Nahrung zu reichen. Als der Ausgestoßene durch einen ebenfalls von dem bösen Dämon herbeigeführten Zufall noch sein einziges Gewand verloren hat, räth er der Gattin, ihn, den hoffnungslos Unglücklichen, zu verlassen und zu ihrem Vater zurückzugehen. Sie weis't diesen Vorschlag mit der Bemerkung zurück, daß sie nur sein Bestes im Auge habe, wenn sie ihn nicht allein lasse; nichts gleiche ja dem Weibe, von Aerzten wohl erprobt, sei es für jedes Leid ein Heilmittel; übrigens rathe sie, daß sie zusammen sich auf den Weg zu ihrem Vater machten. So wandern sie denn, nun von Einem Gewand umhüllt, weiter, bis sie bei einer verfallenen Waldhütte vor Ermüdung umsinken. Die erschöpfte Gattin fällt sofort in einen tiefen Schlaf, den Gatten hält der „tobende" Kummer trotz der körperlichen Ermüdung wach. Nach reiflicher Ueberlegung beschließt er, die Gattin heimlich zu verlassen: in seiner Gesellschaft sei ihr Noth und Elend gewiß, von ihm getrennt, finde sie vielleicht noch Glück und Freude; ihre Tugend werde ihr Schutz sein. Mit einem Schwert, das er in der Hütte findet, theilt er das Gewand und verläßt, sich in das halbe Gewand hüllend, die Schlafende; schwer genug wird ihm der Entschluß: wie eine Schaukel ist er anzusehn, so wie Kalis ihn wegzieht, so zieht die Liebe ihn wieder zurück, schließlich trägt der Dämon den Sieg davon. Der Seelenzustand der Verlassenen bei ihrem Erwachen ist entsetzlich. Das anfängliche Gefühl namenloser Angst, als sie sich in der schauerlichen Einöde allein sieht, weicht dem Schmerz über die Lieblosigkeit des Geliebten; aber nur einen Augenblick währt ihre sittliche Entrüstung; sie sucht sich einzureden, daß alles nur ein Scherz sei; sie ruft mit lauter Stimme: „Verstecke Dich nicht länger, mein Nalas! ich sehe Dich, Geliebter, aber zeige Dich schnell, denn mir graut". Als sie sich schließlich die niederschmetternde Wahrheit nicht länger verhehlen kann, beklagt sie nicht sich, sondern ihn, nicht ihre, sondern seine Verlassenheit. Bald eilt sie hastig davon, bald sinkt sie ermattet nieder; bald weint sie still vor sich hin, bald schreit sie laut auf wie ein Meeradler.

Wie sie sich ein wenig gefaßt hat, stößt sie grausige Flüche gegen Denjenigen aus, der dem Mann-Löwen den Verstand geraubt habe, bittet einen Tiger unter Thränen, sie aus ihrer Pein zu erlösen, aber ohne Erfolg, fragt einen zum Himmel ragenden Berg nach ihrem Nalas und klagt einem blüthenprangenden Asokabaum ihre Leiden, die Kummerreiche dem Kummerlosen. Nach mancherlei Gefahren, die ihrem Leben und ihrer Tugend drohen, gelangt die hohe Fürstin, im halben Gewande, abgehärmt, blassen Antlitzes, staubbedeckten, verwirrten Haares, bei allem Unglück noch von dem Gedanken gepeinigt, daß die abgewiesenen Götter sie, die in That, Gedanken und Rede völlig Reine, mit ihrer Rache verfolgten, in eine Stadt, deren Königin, voll edlen Mitgefühls, ihr eine ehrenvolle Aufnahme gewährt und alle Wünsche der Hartgeprüften zu erfüllen sich verpflichtet. Damajanti verschweigt ihre Herkunft und erklärt, sie habe das Gelübde gethan, nicht eher Waschung zu verrichten, mit keinem Manne ein Wort zu reden, bis der Gatte gefunden sei. Die von der mitleidigen Königin ausgesendeten Brahmanen forschen überall nach Nalas, der freilich schwer zu entdecken ist; er ist nämlich verwandelt, der göttergleiche König dient als Fuhrmann und Koch, in der häßlichen Gestalt der Mitglieder einer verachteten Kaste. Die Verwandlung ist die Folge einer unfreiwilligen Cur, die der für eine Gefälligkeit dankbare Schlangenkönig ihm hat an-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gedeihen lassen, um den Dämon abzutreiben. Das durch einen Biß in die Ferse eingeflößte Schlangengift sei übrigens bis auf die Verunstaltung völlig unschädlich, hat ihm die Schlange bemerkt, die wahre Gestalt aber könne nach vollendeter Cur durch das Anlegen eines (gleichzeitig überreichten) Zaubergewandes wiedererlangt werden.

Die heilsame Wirkung des Giftes hat denn auch nicht lange auf sich warten lassen; der Nebel der Nals Besinnung umflorte, schwindet allmählich, das Bild der verlassenenen Gattin wird immer klarer, die Reue über seine unbegreifliche Thorheit und die Sehnsucht nach dem, was er verloren, von Tage zu Tage schärfer. Mittlerweile hat auch König Bhimas das Schicksal Nals und Damajantis erfahren und erfolgreiche Maßregeln zur Wiederauffindung der Vermißten getroffen. Einem aus der unzähligen Schaar der suchenden Brahmanen gelingt es, den Aufenthaltsort der Tochter zu entdecken; der Priester erkennt die Gesuchte an den großen Augen und einem mondförmigen Mal zwischen den Brauen; die strahlende Schönheit, die sie sonst leicht verrathen hätte, ist nämlich durch Staub und absichtliche Vernachlässigung fast verloschen, gleich dem Monde, den schwarzes Gewölk bedeckt. Die Wiedergefundene wird nach ihrer Heimath geleitet, wo sie mit ihren Kindern, Eltern und Freunden ein frohes Wiedersehen feiert. Kaum aber hat sie eine Nacht bei den Eltern geweilt so dringt sie, fast mit Hintansetzung der Zucht, auf erneuerte Nachforschung nach ihrem Gemahl. Nochmals werden Brahmanen ausgesendet, um allerorts einen von Damajanti abgefaßten poetischen Steckbrief zu verkünden, der mit den Worten schließt: „Erbarme dich meiner Sehnsucht! heilige Pflicht ist Mitleiden". Endlich wird der Aufenthalt Nals entdeckt; um ihn herzulocken, ersinnt die verlassene Gattin eine von einem Gott als unvergleichlich bezeichnete List: hinter dem Rücken des Vaters, bloß mit der Mutter im Einverständniß, schickt sie den Priester wieder zu dem Könige, dem Nal dient, um ersterem anzukündigen, es werde zum zweiten Mal und zwar schon am nächsten Morgen Gattenwahl stattfinden, da Nalas verschollen sei. Da aber einzig und allein Nal im Stande ist, in einem Tage 100 Meilen zu fahren, so muß sich der heirathslustige König[1]) natürlich an ihn wenden. Der unvergleichliche Roßlenker wird durch diese Ankündigung natürlich in nicht geringe Aufregung versetzt; er wittert eine List; denn er sagt sich, so wankend auch der Sinn der Frauen sei, so schrecklich sein Vergehen auch, Damajanti werde sich nicht wieder vermählen, zumal sie Kinder habe. Das Meisterstück der Roßlenkekunst gelingt; Nalas fährt wie der Fuhrmann des Götterkönigs. Auf dieser Fahrt wird er denn auch des Dämons ledig. Das donnerähnliche Rasseln des Wagens veranlaßt die Pfauen und Elephanten in des Bhimas Palast ein Freudengeschrei zu erheben, und die von heftiger Sehnsucht durchbohrte Königstochter zu der etwas bedenklichen Aeußerung:

„Wenn mit Donnergetön Nalas,
Stark wie ein berauschter Elephant,
Mir nicht nahet heute, wahrlich!
In die goldgleiche Flamme werde ich stürzen mich!"

Durch ihr Gelübde gebunden, läßt Damajanti den Wagenlenker, den sie nach seinem Aussehen unmöglich für ihren Gatten halten kann, vorläufig durch eine Dienerin ausforschen. Beim Vorlesen des oben erwähnten Steckbriefes zeigt er sich gerührt und kleidet sein Urtheil über das nicht gebilligte Benehmen der Gattin in Betreff der Wiedervermählung in die Worte ein: „Edle Frauen, verlassen vom Gemahl selber, zürnen sie nie und nimmermehr; sie erringen sich den Lohn des Himmels". Selbst als die Dienerin berichtet, daß der Koch Feuer und Wasser hervorzaubere, ist Damajanti nicht völlig überzeugt, da die Gestalt nicht stimmt; doch sucht sie vorläufig ihre Sehnsucht dadurch zu beschwichtigen, daß sie sich ein von ihm gebratenes Stück Fleisch holen läßt und es, vor Wehmuth laut aufschreiend, verzehrt. Zur weiteren Prüfung schickt sie dann ihre beiden Kinder hin, die der Fuhrmann voller Rührung an sein Herz schließt. Alle diese Indicien zusammengenommen, zwingen fast zu der Annahme, daß der Wagenlenker Nalas sei,

---

[1]) Aus dem Umstande, daß D. sich gar nicht erst erkundigt, ob der König verheirathet sei oder nicht, läßt sich indirect die auch sonst bezeugte Sitte der Polygamie schließen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so sehr auch Stand und Gestalt im Wege sind. Damajanti glaubt es jetzt wenigstens mit ihrem Gelübde und den Vorschriften der weiblichen Zucht vereinigen zu können, sich in eine Unterredung mit dem Betreffenden einzulassen. Sie kündigt diesen ihren Entschluß dem Vater durch die Mutter mit dem Bemerken an, daß sie eventuell auch gegen seinen Willen, und selbst wenn er sie verstoßen werde, bei ihrem Vorsatze beharre. Im „rothen" Trauergewande empfängt sie den Urheber ihres Leides und macht ihm, indem ein Strom von Thränen ihren rothgeweinten Augen entquillt, sanfte Vorwürfe, die er als vollkommen berechtigt anerkennt. Er schiebt jedoch die Schuld dem Dämon zu, der jetzt in Folge ihres Fluches, des Giftes des Schlangenkönigs und seiner Buße glücklich beseitigt sei, und wirft ihr um seinerseits den Entschluß zu einer zweiten Ehe vor. Die Gattin klärt ihn auf und ruft schließlich, die Füße Nals umfassend, den Wind, die Sonne und den Mond zu Zeugen an, daß sie die reine Wahrheit rede und völlig ohne Sünde sei. Als der angerufene Wind unter einem Blumenregen und Paukengetön aus Himmelshöhen die Wahrheit der Aussage bestätigt, der Gattin das Zeugniß giebt, während der dreijährigen Trennungszeit die Treue völlig makellos bewahrt zu haben, und ihre List als unvergleichlich bezeichnet, muß dem Nalas natürlich jeder Zweifel schwinden; befriedigt legt er das retransfigurirende Zaubergewand an. Wie er der Gattin in der früheren Schönheit entgegenleuchtet, stürzt sie laut schreiend auf ihn zu und weint am Halse des Mann-Löwen Thränen des Schmerzes und der Freude.

An diese Uebersicht knüpfe ich einige zusammenfassende Schlußbemerkungen. In den meisten Epen werden die Heldenthaten und Schicksale von Fürsten gefeiert; in der spanischen Epik wird der kriegerische Adel, in der finnischen der wehrhafte Bauernstand glorificirt. Die Dichter sind von derselben Begeisterung für den Kriegsruhm erfüllt, wie die Helden, von denen, und die Zuhörer, für die sie singen. Wir haben es also mit den Idealen der herrschenden und zwar kriegerisch gesinnten Classe, nicht mit denen des ganzen Volkes zu thun. Wenn die Meinung dominirt, daß der Muthige und Starke Sieg und Herrschaft verdiene, der Feige und Schwache zu gehorchen und zu arbeiten habe, so ergiebt sich von selbst, welche sociale Stellung man im Allgemeinen dem weiblichen Geschlechte, als dem schwächeren, anweisen wird. Mannhaftigkeit gilt für identisch mit Kraft und Tapferkeit, „Weib" genannt zu werden, hält der Krieger für die stärkste Beschimpfung. Die wehrlose Frau bedarf des männlichen Schutzes grade so, wie die unkriegerische Bevölkerung auf den Arm der Wehrhaften angewiesen ist. Von der Selbstständigkeit einer Frau kann unter solchen Verhältnissen gar nicht die Rede sein, es sei denn, daß sie an Körperstärke und Muth Männern gewachsen wäre, ein Ausnahmefall, den die nordische Dichtung als besonders wünschenswerth hinzustellen scheint, dessen Möglichkeit aber auch dem Griechen einleuchtete.[1]) Geistige Kraft, die sich vornehmlich in Schlauheit offenbart, ersetzt wenigstens einigermaßen den Mangel an körperlicher; daher das überall hervortretende lobende Hervorheben der List, des natürlichen Hilfsmittels, das sich dem körperlich Schwächeren bietet. Das Correlat des Schutzes ist der Gehorsam; diesen darf der Mann verlangen, eventuell durch Anwendung körperlicher Gewalt erzwingen.[2]) Rechtlich hängt in der Kindheit die Frau vom Vater, dem sie nach ursprünglicher Sitte zur Ehe abgekauft wird, in der Ehe von ihrem Manne, und wenn dieser gestorben, von ihren Söhnen ab. Eine Wiederverheirathung der Wittwe wird im Allgemeinen nicht gerne gesehn, ist jedoch nicht verboten,[3]) kann unter Umständen gerade im Interesse

[1]) Der finnische und serbische Standpunct ist klar. — Zeus züchtigt Hera — Siegfried schlägt Chriemhild; Ludwig und Gudrun. — Nach dem Gesetzbuche des Mann ist körperliche Züchtigung gestattet.

[2]) Vgl. die wehrhaften Jungfrauen der Sage z. B. Atalante, Kyrene, die Amazonen, die spartanische Mädchenerziehung und die einschlägigen Ausführungen in Plato's Republik.

[3]) Die Sitte, die Frau auf dem Grabe des Mannes zu tödten, scheint einer Zeit anzugehören, wo die Frau als reine Sache betrachtet wurde, wie z. B. nach Herodot IV. 61 es bei den Scythen gebräuchlich war, bei der Bestattung des Königs eines seiner Weiber zu tödten und ihm mit ins Grab zu geben. Aus dieser Sitte scheint sich die des Selbstmords der Wittwen entwickelt zu haben, der bekanntlich in Indien in den höchsten Kasten religiöse Pflicht geworden ist, während er ursprünglich von dem Willen der Wittwe abhing und seltener zur Ausführung kam. Im Epos verbrennt sich Madri mit der Leiche des Gatten, doch finden wir auch verwittwete Königinnen geehrt. Das Gesetzbuch des Manu schreibt die Verbrennung nicht vor, erwähnt sie überhaupt nicht. Strabo p. 699 führt diese Sitte nur von einem Stamme, den Kathäern, an; Cicero dagegen Tusculan.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Kinder liegen. Die Schwester steht unter Vormundschaft und Gewalt des Bruders. Hält die Frau sich in den Schranken dieser ihr rechtlich zugewiesenen Stellung, genügt sie ihren Pflichten als Gattin und Mutter, so kann sie der dankbaren Anerkennung des Mannes gewiß sein; sie genießt dann ausschließlich die Liebe des Gatten, dem es fast überall freisteht, Nebenfrauen zu halten, wie umgekehrt eine Verletzung ihrer Pflichten die rücksichtslose Anwendung des dem Manne über die Frau zustehenden Rechts zur Folge hat. — Bei solcher Anschauung ist ferner das Gewicht erklärlich, das überall auf edle Abstammung gelegt wird, so daß eine legitime Verbindung ohne diese Bedingung dem Standesvorurtheil grade so undenkbar erscheint, wie etwa eine Ehe mit einer im Kriege erbeuteten Sclavin.

Nicht zu übersehen ist der Umstand übrigens, daß die serbische und finnische Epik überhaupt keine weiblichen Idealgestalten bietet, daß nur drei Völker den Frauen eine hervorragende Rolle ertheilen, und daß von diesen dreien der Deutsche, vielleicht in Folge des Maria-Cultus, einer Jungfrau Schicksal und Seelenstimmung zum Inhalt einer großen Epopöe macht, während der Indier und der Grieche die Gattin feiert.

Im Allgemeinen kommen die sittlichen Anforderungen, welche die verschiedenen Völker an das weibliche Geschlecht stellen, darin überein, daß man die Frau für streng an Sitte und Herkommen gebunden erachtet; von der Tochter wird unbedingter Gehorsam gegen die Eltern, von der Gattin Ehrbarkeit, Treue und Unterordnung erwartet; von der Mutter verlangt man aufopfernde Liebe für ihre Kinder.

Die Thätigkeitssphäre der Frau ist nicht überall dieselbe; im Orient ist die vornehme Frau auf das Frauenhaus angewiesen; von einer nützlichen Beschäftigung wird abgesehn; ähnlich sind die Verhältnisse in Serbien; die griechische Ehefrau ist dem Hause vorgesetzt, doch sehen wir sie fast ausschließlich mit Anfertigung der Kleidung und mit der Wäsche beschäftigt; als wirkliche Hausfrau ist wohl nur die schlüsselführende Deutsche zu bezeichnen, vielleicht auch die Spanierin; die Stellung der finnischen Hausfrau entspricht mehr derjenigen einer Magd für Alles.

Ich hebe schließlich noch die für die Anschauung der einzelnen Völker charakteristischen Puncte kurz hervor.

Der Perser verlangt unbedingte Unterwürfigkeit, eine Liebe, die gegen Fehler und Ungerechtigkeiten des Mannes blind ist, und sich am glänzendsten in einer völligen Selbstentäußerung offenbart. Aehnlich sind die Wünsche des Serben und des Finnen, nur daß ersterer den Gehorsam vorzugsweise betont, letzterer noch den Anspruch auf Arbeitsamkeit erhebt, während der Perser die Frau mehr als Luxusartikel auffaßt.

In der indischen Epik wird namentlich die mit Virtuosität geübte Selbstentsagung gefeiert, die an jene Tödtung des Leibes, jene Selbstvernichtung erinnert, welche den Gipfel des Verdienstes nach der Lehre der Brahmanen ausmacht.

Eine friedenstiftende Mission theilt der Deutsche dem Weibe zu; in der Selbstüberwindung, der sittlichen Kraft, Haß und das natürliche Verlangen nach Rache nicht nur zu unterdrücken, sondern durch geistige Arbeit ins grade Gegentheil: in Wohlwollen und Feindesliebe umzuwandeln, in dem trotz egoistischer Anwandlungen stets regen Bestreben, Hassende zu versöhnen, Friede und Glück zu schaffen, liegt der wunderbare Zauber, den die reine Tochter Hilde's auf ihre Umgebung ausübt. Nur Ludwig und Gerlinde bleiben gänzlich unberührt vom Ewig-Weiblichen in ihrem Wesen; sie repräsentiren das starr

---

V. 27 behandelt sie als allgemein üblich: Mulieres vero in India, quum est cujus earum vir mortuus, in certamen judiciumque veniunt, quam plurimum ille dilexerit (plures enim singulis solent esse nuptae); quae est victrix, ea laeta prosequentibns suis una cum viro in rogum imponitur; illa victa maesta discedit. — In griechischer Sage finden sich einzelne Spuren dieser Sitte; nach Euripid. Supplic. 990 ff. verbrennt sich Evadne mit des Tydeus Leiche; Marpessa tödtet sich als sie Idas' Tod vernimmt. — Aus der nordischen Sage führe ich noch Nanna's Tod am Scheiterhaufen Baldur's und die Aeußerung Brynhild's an: Folgt die Gattin, so schlagen die Thüren der Unterwelt dem Gestorbenen nicht auf die Fersen. — Nach Procop S. 419 war es beim germanischen Stamm der Heruler Ehrensache für die Wittwe, sich bei der Bestattung des Gatten zu erdrosseln.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

am alten Recht und Brauch festhaltende, gegen Feinde und Widersacher jedes Mitleides baare Heidenthum, das die geläuterte christliche Moral hartnäckig von sich weis't und lieber bricht als sich biegt. Die unerschütterliche Treue theilt Gudrun mit den nordischen Mannweibern, in denen neben ihren männlichen Tugenden das nähere Verhältniß zum Göttlichen, das im Runenzauber und der Waissagung hervortritt, wohl zu beachten ist; das stete Festhalten an den Vorschriften der Standesehre, der Stolz, der sich nothwendig hieraus entwickelt, die zuweilen ängstliche Beachtung der höfischen Anstandsregeln ist für ihr Wesen weniger charakteristisch als für die spanische „Dame", welche die Gesetze der Ehre als die letzte und einzige Norm ihres Handelns, ja ihres Denkens anerkennt.

Im Gegensatz zu der indischen spiritualistisch-ascetischen Selbstvernichtung, welche die Religion dictirt, zur deutschen Selbstüberwindung, die dunklen Gefühlen entstammt, möchten wir als das Specifisch-Griechische das Hervorheben der Verstandesthätigkeit bezeichnen, der Metis, die, der Stärke gesellt, Alles, für sich allein, Manches erreicht; sie thront im Haupte des weltbeherrschenden Zeus, der vornehmlich ihr seinen Sieg über die titanischen Urgewalten der rohen Natur verdankt; sie ist in Athene, seiner dem Haupt entsprungenen Tochter, verkörpert und den Menschen vermittelt; Troja widersteht der Kraft des Achilleus, es fällt durch Odysseus. Im Weibe zeigt sich äußerlich diese geistige Kraft in der durch Athene verliehenen Fertigkeit im Spinnen und Weben, ethisch genommen, offenbart sie sich in der aus klaren und scharfen Erwägungen resultirenden Selbstbeherrschung, im Verkehr mit andern, unter schwierigen Verhältnissen tritt sie als prüfende Vorsicht, nicht selten als listiger Betrug hervor: die Griechin, um die ganze Ausführung in ein Paradoxon zusammenzufassen, fühlt mit dem Verstande, während die Deutsche mit dem Herzen denkt.

Berichtigungen.

Seite	3	Zeile	20	lies statt	ihn: ihm
„	9	„	10	„ „	Erscheinung,: Erscheinung
„	15	„	34	„ „	seinen: seinem
„	21	Anmerk.		„ „	weissagend: waissagend.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf